



AM ANFANG
WAR DAS WORT

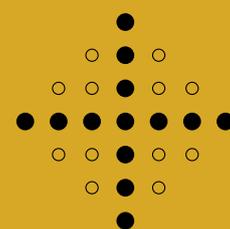


LUTHER
2017
500 JAHRE
REFORMATION

Von Risiko bis Nebenwirkung – Reformation buchstabieren

Themenheft zum Reformationsjubiläum 2017

der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens
in Zusammenarbeit mit dem Freistaat Sachsen



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens

VON RISIKO BIS NEBENWIRKUNG – REFORMATION BUCHSTABIERN

Seit zehn Jahren bereiten sich die Kirchen, die Bundesländer und mit ihnen eine breite Öffentlichkeit im Rahmen der Lutherdekade auf das Reformationsjubiläum vor, das wir nun in diesem Jahr feiern können. Schon in diesem Zeitraum wurden durch die jeweiligen Jahresthemen wesentliche Hauptwörter der Reformation wie Musik, Bildung, Toleranz oder Politik durchbuchstabiert.

Für das Jahr des Reformationsjubiläums selbst will dieses Journal nun einladen, weitere Kernthemen der Reformation schlaglichtartig zu betrachten. In elf Kapiteln, den elf Buchstaben des Wortes REFORMATION folgend, werden assoziativ Brücken gebaut zu Themenfeldern, die sich einem vielleicht nicht sofort als Themen der Reformation auf tun. Doch wer sich beispielsweise in den Artikel über den Ohrwurm vertieft, wird schnell merken, dass es hier um Reformation und Musik geht. Die Einbildung, das liegt schon mehr auf der Hand, baut eine Brücke zur Bildung und die Betrachtungen über die Ohnmacht thematisieren die Frage der Macht im Zusammenhang reformatorischer Veränderungen. Interessant, manchmal auch sehr persönlich, geben hier elf Autorinnen und Autoren Einblicke sowohl in ihr eigenes Schaffen als auch in ihre ganz persönlichen Betrachtungen zu dem jeweiligen Thema.

Ergänzt werden diese elf Schwerpunktthemen durch literarische Blitzlichter – allesamt Beiträge verschiedenster Autorinnen und Autoren zu den jeweiligen Hauptthemen. Auch hier werden Beziehungen gebaut zwischen den großen Themen der Reformation und einzelnen Beobachtungen; manchmal verdichten sich diese Zusammenhänge in dem ganz alltäglichen Leben. Genau so gegenwartsbezogen und in den ganz persönlichen Lebenszusammenhängen verwurzelt sollen und wollen die reformatorischen Einsichten auch verstanden sein.

Mit weiteren kurzen Statements, die das Ergebnis einer Umfrage zur Reformation in der Bevölkerung repräsentieren und so genannten *Luther-Stories* nach der bekannten Spieleform der *Black Stories* entsteht ein thematisch buntes Bild. Mit all diesen Beiträgen kommt zum Ausdruck, dass Reformation keinesfalls etwas einseitiges oder ein nur kircheninternes Geschehen ist, sondern von der Vielfalt der Themen und Anliegen lebt und in die Breite der Gesellschaft hinein wirkt – auch über 500 Jahre hinweg.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die durch ihre Arbeit dem Heft zu dieser Vielfalt verholfen haben.

Christoph Seele

Oberkirchenrat, Beauftragter der evangelischen Landeskirchen beim Freistaat Sachsen



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens



Freistaat
SACHSEN

Impressum

Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens (Hrsg.)
in Zusammenarbeit mit dem Freistaat Sachsen

Ansprechpartner: Michael Seimer, Tel.: 0351 8108926, E-Mail: michael.seimer@evlks.de

Verantwortlich für den Inhalt der Beiträge sind deren Verfasser/-innen.

Für Kontaktanfragen an die Autoren/-innen wenden Sie sich bitte an Herrn Michael Seimer, er wird diese entsprechend weiterleiten.

Umfrage zu den Zitaten: Stephanie Riese und Dr. Johannes Bartels

Rechte der Personenfotos: bei den Personen

Illustrationen der Luther Stories: Bernhard Skopnik

Die Herausgeber danken dem moses-Verlag für die Genehmigung, die Spielidee der *Black Stories* für dieses Heft zu adaptieren.

Die Herausgeber haben sich bemüht, alle Quellenangaben so korrekt wie möglich zu nennen und die Rechteinhaber in jedem Fall um Abdruckerlaubnis zu bitten. Sollten Rechte nicht berücksichtigt worden sein, so sind die Herausgeber für Hinweise dankbar. Rechtsansprüche bleiben in jedem Fall gewahrt.

Auflage: 5.000 Stück

Gestaltung: Andy Weinhold

Druck: Stoba-Druck GmbH

Stand: Dezember 2016

INHALT

INTERVIEW

mit dem Präsidenten des Sächsischen Landtages, Dr. Matthias Rößler
und dem Präsidenten der 27. Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Otto Guse 4



RISIKO
Dr. Peter Meis 7

SICH TRAUEN

Mira Körlin 9

EIN SCHÖNES RISIKO

Christian Mendt 11



ERBILDUNG
Béla Bélafi 13

PFARRER ABRAHAM

Christoph Kuhn 16

EINGEBILDET

Stephan Brenner 18



FURAGE
Wiebke Eber 21

AUFBRUCH

Christoph Kuhn 23

FANGFRAGE

Tobias Petzoldt 25



FURWURM
Martina Hergt 27

AUS TIEFER NOT

Die Schwarzen Löcher (Pfarrerband) 30



RÜCKSCHRITT
Karsten Loderstädt 33

NACHRICHT VON DER DEUTSCHEN SPRACHE, 2026 AD

Ulrike Almut Sandig 37



MITGIFT
Prof. Dr. Rochus Leonhardt 39

AUS DEM BERGWERK. DREI SÄTZE MARTIN LUTHERS

Christian Lehnert 42



ALLTAG
Christina und Wolfgang Lehmann 45

UND WENN ER NICHT GESTORBEN IST ...

Eva Prase 48

O MARTIN LUTHER

Stephan Brenner 51



TRIEB
Holger Treutmann 53

KAFFEE TO GO

Christoph Seele 56



GRACH
Dr. Barbara Zeitler 59

SPIELT IHR DORT MIT ENGELN?

Katrin Hutzschenreuther 63

ICH, ALLEIN

Bettine Reichelt 64



AMNACHT
Andrea Franke 67

ABLESBAR SEIN

Caritas Führer 71



NEBENWIRKUNG
Christoph Wielepp 73

NEBENWIRKUNG

Christiane Thiel 76

ES IST EIN IRRTUM

Undine Materni 78

LUTHER-RÄTSEL

..... 79

AUFLÖSUNG DER LUTHER-STORIES

..... 80

„LUTHER WAR EIN STREITBARER GEIST“

Anlässlich des bevorstehenden Reformationsjubiläums sprach Andreas Roth (DER SONNTAG) mit dem Präsidenten des Sächsischen Landtags, Dr. Matthias Röbner und dem Präsidenten der 27. Synode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Otto Guse

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ soll Luther gesagt haben. Was war Ihr schwerster Hier-stehe-ich-Moment?

Guse: Ich habe eine westdeutsche Biographie, bin in einer christlichen Familie aufgewachsen, in einem christlichen Umfeld. Für mich gab es niemals solche Schwierigkeiten wie für Christen in der DDR.

Röbner: Ich habe mich als Staatsminister für Wissenschaft und Kunst 2003 für den Wiederaufbau der Paulinerkirche in Leipzig eingesetzt – gegen die Landesuniversität, ihren Rektor, die Linken im Landtag, auch gegen die theologische Fakultät und den Universitätsprediger. An eine Unterstützung durch die evangelische Landeskirche kann ich mich auch nicht erinnern. Damals fühlte ich mich so allein wie Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms.



Otto Guse im Gespräch mit Andreas Roth, © Steffen Giersch

Hat Ihnen in diesem Moment die reformatorische Erkenntnis, dass Gott den Menschen annimmt und liebt, dabei geholfen, gelassen zu bleiben?

Röbner: Ja, besonders in einer hitzigen Fernsehdebatte. Dort sprang mir dann Alexandra Gerlach bei, die eigentlich nur moderieren sollte. Wenn ich heute auf dem Leipziger Augustusplatz stehe und den realisierten Entwurf von Erick van Egeraat sehe, danke ich meinem Herrgott für die Gelassenheit, die uns zu diesem Kompromiss geführt hat.

Guse: Auch in unserer Landeskirche haben wir ja sehr unterschiedliche Auffassungen: im Bereich der Strukturplanung etwa, wo es um Perspektiven für die kirchlichen Mitarbeiter geht. Und natürlich beim Thema Segnung homosexueller Paare, wo eine Streitkultur ein bisschen schwierig zu finden ist. Aber wenn ich zutiefst davon überzeugt bin, dass die letzten Fragen geklärt sind und zwar zu meinen Gunsten, dann kann ich gelassen mit Kritik umgehen. Wenn ich von Gott geliebt bin, dann liebe ich auch meine Mitmenschen.

Als Landtags- und Synodenpräsident müssen Sie beide für faire Debatten sorgen. Hätten Sie einem wie Luther, der gern deftig austeilte und klare Kante zeigte, hin und wieder einen Ordnungsruf erteilen müssen?

Guse: Mit Sicherheit. Einen Ordnungsruf würde ich dann erteilen – und zwar auch Dr. Martin Luther –, wenn er persönlich jemanden angreifen würde. Aber man kann die Dinge nicht miteinander vergleichen. Luther war ein Kind seiner Zeit und es war eine derbe Sprache notwendig, um sich Gehör zu verschaffen. Es waren ja einfache Gesellschaften: Die ländliche Bevölkerung auf der einen Seite, deren Leben ja immer ein gleiches Elend war, und auf der anderen Seite die Kirche. Eine starke Sprache, so lange sie sachlich korrekt ist, würde ich dulden. In dem Augenblick, wo es persönlich wird, nehme ich meine Aufgabe wahr und schütze den Angegriffenen. Es geht ja immer auch um die Würde des Hauses.

Röbner: Luther war ein streitbarer Geist. Dieser Mann Gottes sprach und schrieb ein wunderbares, kraftvolles Deutsch. Als Nachkomme von Freiburger Bergknappen und sächsischer Freibauern hätte ich jede seiner Flugschriften verschlungen und die Reformation mit heißen Herzen unterstützt. Ich versetze mich einfach in diesen großartigen Mann und seine Zeit, freue mich über sein reformatorisches Wirken.

Wir erleben gerade das Zusammenprallen zweier politischer Kulturen: Auf der einen Seite stehen die etablierten Parteien mit ihrer differenzierten, manchmal nur für Insider verständlichen Sprache, auf der anderen Seite populistische Bewegungen wie Pegida mit lauten Schlagworten und viel Wut. Wo hätte Luther gestanden?

Guse: Er würde auf keiner Seite dieser beiden stehen. Einfache Bürger verstehen oft die Sprache der Behörden und Politiker nicht mehr und sehen sich hilflos ausgeliefert. Luther hätte weder oben auf dem Podium, noch bei Pegida, noch im Landtag gestanden. Doch es ging ihm um die Menschen, die unten stehen und ihre Frustration rausschreien, weil sie hilflos einem System gegenüberstehen, das sie nicht ändern können.

Röbner: Luther würde dem Volk aufs Maul schauen, aber nicht nach dem Munde reden – weder den sogenannten Wutbürgern noch den Eliten in Politik und Medien. Er stünde auf dem festen Fundament des Evangeliums, das seine Position und sein Handeln bestimmte.

Luther forderte Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Kann ein Demokrat an diesem Punkt überhaupt etwas vom Reformator lernen oder muss er ihm widersprechen?

Röbner: Anstelle des Landesherren ist unsere „Obrigkeit“ der freiheitlich-demokratische Rechtsstaat, eine durch Mehrheiten legitimierte Volksherrschaft, die Minderheitenrechte achtet. Vor diesem Rechtsstaat sind wir alle gleich. Unser Staat muss Recht aber auch gegen alle durchsetzen, wenn er gerecht bleiben soll: gegen den Gewalttäter vor der Flüchtlingsunterkunft genauso wie bei der Rückführung in die Heimat nach Ablehnung des Asylanspruchs.

Guse: Luther war ein Kind seiner Zeit. Obrigkeitshörigkeit ist gefährlich, wenn sie mich aus der Verantwortung lässt. Das hat auch Luther so gesehen. Er sagt: Nur jene staatlichen Vorschriften, die ich einhalten kann, ohne die Vorschriften Gottes zu verlassen, die gelten für mich. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Und das muss ich jeden Tag neu prüfen. Luther wollte nicht Hörigkeit nach dem Motto: Ich gebe meine Verantwortung ab. Luther wollte vielmehr, dass wir unsere Verantwortung als freie Christenmenschen wahrnehmen.

Luther trennte das geistliche und das weltliche Regiment, Kirche und Staat. Wann ärgert es Sie, Herr Dr. Röbner, wenn Kirche politisch wird?

Röbner: „Gehet hin und lehret alle Völker“, heißt es in der Bibel. Die Kirche muss das Evangelium verkünden in Gottesdiensten, Andachten, bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Dasein für die Menschen, die Begleitung brauchen – mit Worten, einer wunderbaren Kirchenmusik, Gebeten und dem tätigen diakonischen Handeln. Das ist die beste Politik für unser Land und die ganze Welt, die Kirche machen kann.

Herr Guse, juckt es Ihnen als Synodalpräsident manchmal in den Fingern, der Politik ein Thema mitzugeben?

Guse: Nein, gar nicht. Natürlich hat sich unsere Landessynode etwa zum Braunkohletagebau geäußert. Es ging um die Bewahrung der Schöpfung. Da ist Kirche gefordert, ihre Meinung zu sagen. Und zwar nach dem, was in der Heiligen Schrift dazu steht.

Aber kann denn die Kirche zum Braunkohletagebau theologisch fundiert etwas sagen?

Guse: Das ist eine gute Frage. Für unsere Beschlüsse dazu sind wir auch angegangen worden. Wir vertreten etwa mit der Bewahrung der Schöpfung bestimmte Werte und die werden wir auch gegenüber der Politik zum Klingen bringen. Wir wollen uns als Kirche nicht klein machen. Wir werden uns genauso einmischen, wenn etwa Asylbewerber zum Sündenbock gemacht werden.

Muss die Trennung von Staat und Religion angesichts der vielen Migranten, die in ihren mehrheitlich muslimischen Heimatländern eine solche Trennung nicht kennen, neu erklärt oder gar errungen werden?

Röbner: Das Fundament unserer freiheitlich-demokratischen Ordnung, des Rechtsstaates und der offenen Gesellschaft bilden Christentum und Aufklärung. Dafür haben auch Martin Luther und die Reformation gesorgt, die zur Trennung von Staat und Religion geführt haben. Unser Grundgesetz ist trotzdem religionsfreundlich. Jeder kann nach seiner Fassung selig werden. Diese unsere Werte müssen wir überzeugend geduldig leben, erklären und konsequent verteidigen. Wer einen islamistischen Gottesstaat errichten oder nach dem Koran abgeleiteten Scharia-Recht leben möchte, hat in unserem Land keinen Platz.

Guse: Die Trennung zwischen Staat und Kirche muss täglich neu gelebt werden. Ich erlebe das selber als eine Befreiung. Wir erleben, dass Kirche ihre Bindungskraft in der Gesellschaft verliert und andererseits kommen andere Kräfte hinzu – durchaus mit dem gleichen Anspruch, wie etwa der Islam. Da ist es mir besonders wichtig, täglich neu die Trennung von Staat und Kirche zu buchstabieren. Denn nur wenn der Staat in dem Punkt neutral ist, können wir uns als Glaubensgemeinschaft in ihm wiederfinden.

Auch Politiker und Präsidenten machen Fehler. Gab es Situationen, in denen Sie Luthers Erkenntnis der Rechtfertigung des Sünders getröstet hat?

Guse: Ja, gerade in der sehr schmerzhaften Diskussion um homosexuelle Pfarrer in Pfarrhäusern, wo sich die unversöhnlich gegenüber stehenden Parteien wechselseitig den Glauben abgesprochen haben. Da musste ich ganz demütig erkennen: Ich kann eine Einigung selber nicht bewirken – wir müssen es uns schenken lassen. Ich konnte nicht anders als zu beten: Herr, es ist nicht meine Kirche – es ist Deine Kirche. Und dann beschloss die Synode einstimmig ein Papier zu dem Thema und wir mussten im anschließenden Abendmahl sogar die Oblaten miteinander teilen. Unser Herrgott, dachte ich, hat Humor und zeigt seinen Leuten, wo es langgeht.

Röbner: Wir werden selig allein durch die Gnade, nicht durch eigene Werke. Dem sündigen Menschen wird vergeben, wenn er Fehler zugibt und sie ihm auch herzlich leid tun. Das fällt oftmals schwer, kostet Überwindung und ist am Ende ein wunderbares Geschenk Gottes. Diese Situationen erlebe ich immer wieder und die stärken mich im Glauben. Leichtigkeit gibt mir das vielleicht nicht, aber Vertrauen in Gott, in die von ihm geschenkte Kraft und Mut zum Handeln.



Dr. Matthias Röbner im Sächsischen Landtag, © Johannes Böckh



RISIKO

„Er war so frei. Und riskierte eine Lippe.“ Das ist kein Satz über Martin Luther, sondern der Kommentar eines Kollegen, dessen Freund auf diese Weise sein Arbeitsverhältnis aufs Spiel gesetzt hatte. Gleichwohl trifft der Satz auch auf die persönliche Lage wie die Sache der Reformatoren zu. Unweigerlich stellt sich also auch mir die Frage: Was erwartet uns denn, wenn sich – damals wie heute – der Weg ins Freie nur durch eine Pforte öffnen lässt, auf der zu lesen ist: *Risiko*?

Beim Entziffern des Schriftzuges nehme ich den Duden zur Hand: Das italienische Fremdwort *risico* wurde im 16. Jahrhundert in unseren Sprachgebrauch aufgenommen. Als kaufmännischer Terminus stammt das Wort vermutlich vom griechischen *rhiza* = „Felsklippe“ (lateinisch: *resecum*; *resecare* bzw. *risicare* = „Gefahr laufen“ oder „wagen“).

Etwas riskieren meint also ursprünglich das Wagnis, Handelsschiffe durch gefährliches Wasser zu navigieren.

Plausibel ist das Bild ist auch ohne Segelschiff. Es beschreibt unser Leben als Ganzes. Bis zum Ende bleibt es ein Wagnis, das glücken oder scheitern kann. Immer neue Klippen gilt es zu umschiffen. Nahezu täglich stehen wir vor der Pforte „Risiko“. Wir müssen Entscheidungen treffen, bei denen es abzuwägen gilt: Welche Gefahren und welche Chancen eröffnet dieser oder jener Entschluss?

Den Kurs des persönlichen Fahrwassers übersteigen riskante Entschlüsse indes um ein Vielfaches. Nicht nur durch die Katastrophen von Tschernobyl oder Fukushima ist die schwierige Unterscheidung von möglicher Gefahr und Gewinn zum Kerngeschäft verschiedenster Fachgremien geworden. 1986 hatte Ulrich Beck unter dem Begriff „Risikogesellschaft“ die selbstproduzierten Risiken zum Charakteristikum der modernen Gesellschaft erklärt. Moderne Versicherungen berechnen daher minutiös die Risiken wahrscheinlicher Schäden. Auch Industrie, Ökonomie und Politik kalkulieren das Risiko. In der Terrorbekämpfung ist der Risikofaktor ein zentrales Kriterium. Philosophen und Soziologen untersuchen das Phänomen des Risikos systemisch. Müssen wir uns operieren lassen, geht dem eine Risikobewertung voraus, Ärzte und Apotheker machen nicht nur auf die Verpackungsbeilagen mit ihren „Risiken und Nebenwirkungen“ aufmerk-

sam. Längst gibt es in vielen Bereichen eine Risikoforschung, die mögliche Gefahren zu minimieren sucht.

So vernünftig das alles ist, wissen wir doch: Selbst der angebliche Ausschluss eines „Restrisikos“ beruht auf Hoffnung. Das Abenteuer unseres Lebens bleibt ein Wagnis, das sich letzten Sicherungen entzieht.

Das Abenteuer unseres Lebens bleibt ein Wagnis, das sich letzten Sicherungen entzieht.

Das 16. Jahrhundert kannte noch keine Risikoforschung. Das Forum freilich, vor dem gefährliche Risiken für Leib und Seele verhandelt wurden, war viel größer als unsere mathematisch berechneten und technisch unteretzten Sicherheitssysteme. Trotz deren Versprechen haben wir auch heute vor vielem Angst, nur nicht vor Gott. Damals rechneten die Menschen selbstverständlich mit ihm. Ihre Weltangst wurde „unendlich“ verstärkt durch die Angst vor Gott. Von seiner Gunst hing es ab, ob das Risiko eines gelingenden Lebens, das möglichst unbeschadet zu seinem Ziel gelangen soll, minimiert werden kann. Dafür konnte man etwas tun. Bußübungen, Heilige anrufen, Winkelmessen vor Seitenaltären lesen, besonders das Ablasswesen war ein probate Mittel, die Gefahr kirchlicher oder gar ewiger Verdammnis einzugrenzen.

Deshalb begann die Reformation 1517 mit dem Paukenschlag der 95 Thesen, die das religiöse Sicherheitsbedürfnis öffentlich infrage stellten. Zuvor hatte Luther furchtbar mit der Frage gerungen, ob er auf einen gnädigen Gott rechnen könne. Einen, der ihn sicher sein lässt, vor ihm bestehen zu können. Kurz vor seinem Tod 1545 schrieb er rückblickend: „Ich konnte den gerechten, die Sünder strafenden Gott nicht lieben, im Gegenteil, ich hasste ihn sogar. Wenn ich auch als Mönch untadelig lebte, fühlte ich mich vor Gott doch als Sünder, und mein Gewissen quälte mich sehr. Ich wagte nicht zu hoffen, dass ich Gott durch meine Bußleistungen versöhnen könnte. Voller Unruhe, in meinem Inneren wild und verwirrt, klopfte ich rücksichtslos bei Paulus an dieser Stelle (Rö 1,17) an. Da hatte Gott mit mir Erbarmen. Tag und Nacht war ich in tiefe Gedanken versunken, bis ich endlich den Zusammenhang der



Dr. Peter Meis
Oberlandeskirchenrat,
Ev.-Luth. Landeskirche
Sachsens

SICH TRAUEN

Mira Körlin

Worte beachtete: ‚Der Gerechte wird aus Glauben leben.‘ Da fühlte ich mich wie ganz und gar neu geboren, und durch offene Tore trat ich in das Paradies selbst ein. Da zeigte mir die ganze Schrift ein völlig anderes Gesicht. Mit so großem Hass, wie ich zuvor das Wort ‚Gerechtigkeit Gottes‘ gehasst hatte, mit so großer Liebe hielt ich jetzt dieses Wort als das allerliebste hoch. So ist für mich diese Stelle des Paulus in der Tat die Pforte in das Paradies gewesen.“¹

Im Bild der Pforte, die ins Freie führt, hat Luther also dank seines Bibelstudiums die gefährliche Aufschrift „Risiko“ ersetzt durch „Gerechtigkeit Gottes“. Diese (ganz neu verstandene) Inschrift öffnete ihm den Blick ins Paradies. Vielleicht ist die Eröffnung eines angstfreien Glaubens die schönste – und hoffentlich nachhaltigste – Wirkung der Reformation! Und nicht zuletzt: Luther schenkte das Vertrauen die Freiheit, mutig und mit erstaunlicher Risikobereitschaft die Sache der Reformation durch die Untiefen und Klippen seiner Zeit zu navigieren.

So unterschiedlich er sein befreiendes Verständnis der Gerechtigkeit Gottes in seinen Schriften reflektiert hat, so verschieden ist es auch durch Andere weitergeführt worden. Gerade im Blick auf die Ungewissheit ewigen Heils setzte der durch Reformation und Gegenreformation veränderte Katholizismus andere Akzente als die lutherische Orthodoxie, wieder andere die reformierte Tradition oder freikirchliche Bewegungen. Erst den großen ökumenischen Bemühungen des 20. Jahrhunderts ist es zu danken, dass das Verhältnis von (belohnter) menschlicher Leistung und göttlicher Gnade neu bestimmt werden konnte. Ein Meilenstein auf diesem Weg ist die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ von 1996, in der es heißt: „Wenn Katholiken an der ‚Verdienstlichkeit‘ der guten Werke festhalten, so wollen sie sagen, dass diesen Werken nach dem biblischen Zeugnis ein Lohn im Himmel verheißen ist. Sie wollen die Verantwortung des Menschen für sein Handeln herausstellen, damit aber nicht den Geschenkcharakter der guten Werke bestreiten, geschweige denn verneinen, dass die Rechtfertigung selbst stets unverdientes Gnadengeschenk bleibt.“ Wenn dagegen Lutheraner „die guten Werke des Christen als ‚Früchte‘ und ‚Zeichen‘ der Rechtfertigung, nicht als ‚eigene Verdienste‘ betrachten, so verstehen sie gleichwohl das ewige Leben gemäß dem Neuen Testament als ‚unverdienten Lohn‘ im Sinne der Erfüllung von Gottes Zusagen an die Glaubenden“.² Beide Zugänge eint also die Überzeugung, dass wir Menschen als „Sünder allein aus der vergebenden Liebe Gottes leben, die wir uns nur schenken lassen, aber auf keine Weise verdienen oder an von uns zu erbringenden Vor- oder Nachbedingungen binden können“.³

Dem Skeptiker freilich wird genau diese theologische Überzeugung eine Klippe bleiben. Gerade in einem säkularen Kontext spitzt sich ja die Frage noch einmal zu: Ist dieser Glaube nicht selbst ein „unerhörtes“ Risiko? Kann er – zumal unverfügbar – wirklich garantieren, den Hafen ewigen Heils unbeschadet zu erreichen?

Neu ist diese Frage nicht. Schon im 17. Jahrhundert hat der französische Naturwissenschaftler und Philosoph Blaise Pascal (1623–1662) den Skeptikern seiner Zeit eine interessante Wette vorgelegt. Unseren modernen Kosten-Nutzen-Analysen erstaunlich ähnlich schreibt er in seinen posthum veröffentlichten „Pensees“ (1669): „Was wollt ihr also wählen? [...] Ihr habt zwei Dinge zu verlieren, die Wahrheit und das Glück und zwei Dinge zu gewinnen, eure Vernunft und euren Willen, eure Erkenntnis und eure Seligkeit ... Aber eure Seligkeit? Wir wollen Gewinn und Verlust abwägen, setze du aufs Glauben, wenn du gewinnst, gewinnst du alles, wenn du verlierst, verlierst du nichts. Glaube also, wenn du kannst.“⁴

Sicher ist, dass zunächst nur ein intellektueller Denkspurt (ähnlich den Gottesbeweisen des Thomas von Aquin), dem auch entsprechende Gegenargumente beigebracht worden sind. Der Frage, ob der Glaube unser Lebensschiff zu tragen vermag – über alle unser Leben gefährdenden Untiefen und Klippen hinweg – ist mit mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht beizukommen. Auch Pascal wusste, dass „Christen keinen Beweis ihres Glaubens erbringen können“.⁵ Aber nicht nur im Blick auf Risikobereitschaft bietet er einen Impuls, dem nachzudenken allemal lohnt. Schließlich ist in einer oft gnadenlosen Leistungsgesellschaft zu bestehen eine Herausforderung, die heute zwar innerweltlicher, aber deshalb nicht angstfreier daherkommt. Je weniger wir Gott fürchten, umso mehr sind die gesellschaftlichen Ansprüche furchtbar präsent. Wer aber der Not erliegt, Anerkennung und Heil allein von irdischen Instanzen zu erwarten, überfordert sowohl diese als auch sich selbst.

Notwendig ist daher, die Erfahrung gewährter Gnade, des Angenommen- und Angesehen-Werdens miteinander zu teilen, mithin sich anzueignen, was die Reformatoren so befreiend neu buchstabiert haben. Erst das Teilen geschenkter Gnade setzt uns frei, auch fehlerfreudig als „cooperator dei“ an einer Welt mitzuarbeiten, wie sie Gott gewollt hat. Die Pforte mit der Aufschrift „Risiko“ ängstlich verschlossen zu halten, ist jedenfalls nicht evangelisch. Sie zu öffnen und den Blick ins Paradies zu wagen – dahin leite uns das Schriftstudium auch heute.

1 WA 54, 176 ff., zitiert nach: Luther lesen. Die zentralen Texte. Hsg. vom Amt der VELKD, Vandenhoeck & Ruprecht 2016, S. 19 f.

2 Lutherischer Weltbund/Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen: Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Frankfurt-Paderborn 1999, S. 23

3 Lehrverurteilungen – kirchentrennend? Bd. I, Hsg. von Karl Lehmann und Wolfhart Panzenberg, Freiburg im Breisgau 1986, S. 75

4 Blaise Pascal: Über die Religion und einige andere Gegenstände (Pensees). Übertragen und herausgegeben von Ewald Wasmuth. Heidelberg 1948, S. 124

5 a. a. O., S. 123

Die meisten jungen Paare leben ohne Trauschein zusammen. Mehr als die Hälfte der Kinder werden in Sachsen unehe-lich geboren. Auch wenn die Konventionen über viele Jahrhunderte die Ehe vorschrieb, hatten die Leute wohl immer etwas „Muffensausen“ vor dieser lebenslangen Bindung. So schreibt der Reformator Martin Luther: „Wenn die natürliche Vernunft das eheliche Leben ansieht, so rümpft sie die Nase und spricht: ‚Ach, soll ich das Kind wiegen, die Windeln waschen, Betten machen, Gestank riechen, die Nacht wachen, seines Schreiens warten, seinen Grind heilen, danach das Weib pflegen, sie ernähren, arbeiten, hier sorgen, da sorgen, hier tun, da tun, das leiden und dies leiden, und was denn mehr an Unlust und Mühe der Ehestand lehrt. Ei, soll ich so gefangen sein?“¹ Und doch heiratete er. Obwohl Katharina von Bora zunächst nur Luthers dritte Wahl war, wurde aus dieser Ehe eine romantische Geschichte. Denn sie erzählt von einer Liebe, die aus gegenseitiger Achtung während der gemeinsam verbrachten Jahre mit all ihren Herausforderungen wächst.

Jedes Jahr spreche ich bei Hochzeitsmessen mit jungen Paaren, die kirchlich heiraten wollen. Oft gehört nur einer der Partner zur Kirche. Aber immer wünschen sich beide, dass das Miteinander gelingt und die Ehe ein Leben lang hält. Sie haben Respekt vor der gegenseitigen Verantwortung in „guten wie in schlechten Zeiten“. Sie sehnen sich nach Begleitung und wollen Zuspruch.

Bei einer kirchlichen Trauung hat all das seinen Platz. Wenn die Glocken läuten, danken die zwei Hauptpersonen auch dafür, dass sie einander gefunden haben, sie feiern ihre Liebe und hoffen, dass Gutes wachsen kann in ihrer Beziehung – was immer auch geschieht. Solch ein Gottesdienst verdeutlicht, dass Kraft und Gelingen für das gemeinsame Leben nicht nur im Paar selbst begründet sind, sondern auch im Zuspruch von Freunden und Familie, und im Segen, d. h. im Zuspruch Gottes.

In einer dauerhaften und respektvollen Beziehung, wie Martin Luther, Katharina von Bora und Millionen anderer Menschen sie erleben durften, kann etwas aufscheinen von Gottes Liebe und seiner Wertschätzung des Menschen. So wie es das Bibelwort aus dem 1. Johannesbrief sagt: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1. Joh 4,16)

1 Bruno Preisendörfer: Ehe als lebenspflicht bei Luther. "Wollusterey" und gattenliebe, Deutschlandfunk 14.10.2015 (online verfügbar unter: http://www.deutschlandfunk.de/ehe-als-lebenspflicht-bei-luther-wollusterey-und.2540.de.html?dram:article_id=333846)

Der Überfall



Dass er überfallen wurde,
war seine Rettung.

Wer wagt,
gewinnt.
Johannes (47)

Das Risiko einzugehen,
einen neuen Schritt zu wagen,
birgt die Chance
die Welt zu verändern.

Patene (26)

Das
letzte Risiko,
das ich
eingegangen
bin,
war **meine**
Flucht aus
Syrien.

JALAL (26)

Die Auflösung der luther stories auf Seite 80 in diesem Heft.

EIN SCHÖNES RISIKO ...

Christian Mendt

Unsere lutherische Kirche wäre keine „Ecclesia semper reformanda“, wenn Luther im Ringen um den rechten Glauben, sein Ansehen und sein Leben nicht immer wieder riskiert hätte. Dann wären wir noch „katholisch“. Es gäbe keine Pfarrerinnen, keine Basisdemokratie oder synodale Strukturen in der Kirche, die für Transparenz und Mitspracherecht sorgten. Pfarrer und Pfarrerinnen würden zölibatär leben und der Zugang zur Heiligen Schrift blieb weiterhin auf Expertenwissen angewiesen. Aber Luther ließ Sicherheiten hinter sich. In Erfurt schmiss er ohne Rücksicht auf Eltern und Freunde die vom Vater finanzierte Juristenkarriere hin und trat ins Kloster ein. In Leipzig und Wittenberg stritt er öffentlich in Sachen Ablasshandel und riskierte ein Lehrzuchtverfahren. Die Bannbulle des Papstes warf er ins Feuer, lehrte weiter und predigte den Glauben von der Güte Gottes und der Rechtfertigung des Menschen aus dem Glauben. Als er der Einladung des Kaisers auf den Reichstag in Augsburg nachkommt, riskierte er, der Häresie überführt und der Inquisition ausgeliefert zu werden.

Was riskieren wir heute? Fünfundzwanzig Jahre Aufbauarbeit der Kirchen in den Ostländern strengten an. Sie sind zu würdigen. Christliche Schulen und Kindergärten sind gewachsen. Kirchen und Gemeindezentren entstanden. Diakonische Arbeit in fast allen Lebensbereichen von der Wiege bis zur Bahre entwickelt. Und doch, die Mitgliederzahlen der Kirchen schrumpfen. Warum?

Wir sind mittlerweile eine angesehene, aber auch verwöhnte Kirche geworden. Wir haben uns eingerichtet. Ich merke es daran, dass wir bei bestimmten Fragestellungen zu leise sind. Wir leisten zum Beispiel zu wenig Widerstand gegen die Spaltungen in unserer Gesellschaft. Armut steigt und ein Superreichtum bleibt wenigen, an 3 Prozent der Bevölkerung hängen. Sie haben mehr als die Hälfte allen Barvermögens in Deutschland. Was soll man dagegen tun? Aber was sind wir für eine Kirche, wenn wir uns nicht für die Armen einsetzen?

Oder: wir engagieren uns, achten aber zu wenig auf die Hilferufe von Schwestern und Brüdern im Nahen Osten. Unsere christlichen Werte verlieren an Wert, weil Europas Nationen und die USA trotz christlicher und humanistischer Werte weder Widerstand noch Hilfe leisteten, als Christen in Ägypten, Irak, Syrien, Libyen und anderen afrikanischen Ländern verfolgt, gefoltert und gemordet wurden. Unser Protest an die deutsche Regierung gegen Waffenexporte in die Krisengebieten der Erde bleibt verhalten.

Anders Jesus: Er wandte sich an das Volk und riskierte sein Leben mit seiner Lehre. Arme, Friedensstifter, Sanftmütige, Außenseiter, Sünder, Suchende, Verzweifelte, Fröhliche und Weinende sind sein Volk. Wir sind zuerst Kirche für dieses Volk. Für sie sollten wir Widerstand riskieren, eine Umverteilung des Reichtums fordern und gleichen Bildungszugang für alle verlangen. Es ist sicher nicht schwer, von den Superreichen im Land mit einer Extrasteuer alle Ausgaben für die Flüchtlingsarbeit zu finanzieren.

Diese Verantwortung sollten wir wagen, auch wenn wir dabei bisherige Sicherheiten „riskieren“. Unsere Bundeskanzlerin hat uns das vorgelebt als sie 2015 in der sogenannten Flüchtlingskrise den Satz wagte: „Wir schaffen das!“ Dazu gehört viel Glaube. Der Glaube an den einen gnädigen Gott, der uns in den Mühseligen und Beladenen entgegenkommt. Ein schönes Risiko, weil es die menschliche und barmherzige Seite am Menschen herausfordert. Und Barmherzigkeit macht den Menschen schöner. Der Barmherzigkeit sollte unsere Kirche Raum geben, damit Leben gelingt und schön wird.

Manche hielten diesen Satz von Frau Merkel für eine Selbstüberschätzung. Ich meine: ohne Glauben keine Vernunft und ohne Vernunft kein Glaube. Der Glaube mit dem Blick zum Himmel wagt Schritte, wo die Vernunft noch keinen Weg sieht. Und die Vernunft prüft die gewagten Schritte, damit der Glaube den Boden unter den Füßen nicht verliert. Nur so kommen beide vorwärts, vorausgesetzt, sie riskieren Hand in Hand zu gehen.



EINBILDUNG

EINBILDUNG

E

Einbildung. Ein-bildung. Ein sehr alter Begriff. Geprägt wurde er von Meister Eckhart, geboren 1260 im Landkreis Gotha in Thüringen, gestorben 1328 in Avignon, einem spätmittelalterlichen Theologen und Philosophen.

Nach Meister Eckhart ist Bildung immer auch „Einbildung“ und „Ausbildung“. Eckhart hat den Begriff Bildung im pädagogischen Sinne wohl als erster benutzt. Nach seinem Verständnis ist Bildung die Einbildung Gottes in unsere Seele.

Nach dem Eckhartschen Bildungsbegriff bekommt „Bildung“ auch einen kritischen Sinn: Bildung kann nicht gelingen ohne Kritik und Distanz zu allem, was uns schon immer besetzt: Informationen, Vorurteile, Halbwissen. In diesem Sinn ist Ausbildung also der ständig, alle Bildung begleitende Prozess des Ausstoßens vorheriger Annahmen, Sicherheiten und Überzeugungen.

Das Reformationsjubiläum ist Anlass, das Denken und Handeln der Menschen in der damaligen Zeit zu betrachten, sich zu fragen, welche Wirkungen sich über Jahrhunderte erhalten haben und wie Traditionen in unserer heutigen Zeit unser Leben beeinflussen und Richtungsweiser für unsere Zukunft sein können.

Im Auftrag des Kuratoriums „Luther 2017 – 500 Jahre Reformation“ hat der Wissenschaftliche Beirat für den Bereich Reformation und Bildung unter anderem die folgende Perspektive formuliert:

„Aus der Grundüberzeugung mündigen Christentums erwachsen Bildungsanspruch und Bildungsimpetus der Reformation: Glaube sollte gebildeter Glaube sein, Katechismen wurden Instrumente für ein Lernen, das zum Verstehen des Glaubens führt. Zur Heranbildung von Christenmenschen, die zugleich Weltpersonen sind, sollte es an jedem Ort Schulen geben. Dieser Bildungsimpetus zog die Einführung der allgemeinen Schulpflicht und Bildungsteilhabe in protestantischen



Béla Bélafi
Sächsisches Staatsministerium
für Kultus, Direktor,
Sächsische Bildungsagentur

Territorien nach sich, die dann Allgemeingut der abendländischen Welt werden sollten.“¹

Die Reformation legte den Grundstein für ein allgemeines Recht auf Wissen und Bildung. Schulgründungen waren eine Folge der Reformation. Und diese Schulen besuchten nicht nur Jungen: 1530 wurde in Wittenberg eine erste Mädchenschule eröffnet. Dieser frühe Anstoß zur Bildungsgerechtigkeit wie zur Bildungsteilnahme wirkt bis heute nach und bleibt zugleich immer wieder neu eine Herausforderung.

Die Reformation legte den Grundstein für ein allgemeines Recht auf Wissen und Bildung.

Die Reformatoren, allen voran Martin Luther, sahen die Sprach- und Lesekompetenz in der Muttersprache als eine wesentliche Voraussetzung für Weltverständnis und im bewussten Umgang mit Sprache die Chance für dialogische Kommunikation und zwischenmenschliche Verständigung.

Wer im Glauben wachsen will, muss selbst die Bibel lesen können. „Denn Gott hat uns keine andere Treppe gegeben noch einen anderen Weg gewiesen, darauf wir in den Himmel gehen können, denn sein liebes Wort“², so sagte Martin Luther.

Bildung wurde als eine mit dem Wort und Gebot Gottes begründete Pflicht neu definiert.

Der Bildungsbegriff wird nicht einseitig, sondern als Allgemeinbildung mit Integration sprachlicher wie auch naturwissenschaftlicher Fächer verstanden und entwickelt ein Bekenntnis zu einer umfassenden kritischen Bildung – gegen ein einseitig funktionales Bildungsverständnis, z. B. Ideologie und Schwärmertum.

Zu diesem Gedanken bekennt sich die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens bis heute in ihrer aktuellen Konzeption: „Bildung und Glauben stehen seitdem in einer engen Beziehung. Die Aufgabe der Kirche wiederum ist es, das Wort Gottes den Menschen zu verkündigen und auszulegen, Glaube zu stärken und Verstehen zu fördern und zum diakonischen Handeln zu ermutigen.“³

Diese enge Beziehung von Bildung und Glaube steht heute im Alltag unserer allgemeinbildenden Schulen unter anderen Verhältnissen.

War es am Anfang in Sachsen wie in den anderen Gebieten ostdeutscher Besiedlung die Institution Kirche, die Wissen über den Alltag hinaus vermittelte und Bildungseinrichtungen schuf, wurde im Laufe der Zeit der Staat Schulherr und sorgte zugleich dafür, dass Begabungen aus

der ärmeren Bevölkerung vor allem auf dem Lande für die Verwaltung und den Dienst in der Kirche, den Kultus, ausgebildet wurden.

Heute liegt die Verantwortung für die Bildung im Rahmen der allgemeinen Schulpflicht beim Staat. Aus der originären Zuständigkeit der Kirche für Bildung ist eine Mitverantwortung geworden. Nicht zuletzt durch eine Vielzahl von Schulen in Freier Trägerschaft in kirchlicher Verantwortung wird das in der heutigen Bildungslandschaft erkennbar.

Mit der politischen Wende wurde in Sachsen der Bildungsbegriff neu definiert. Dies kommt in Artikel 101 der sächsischen Verfassung zum Ausdruck, der Grundwerte des humanistischen wie auch des christlichen Menschenbildes als Leitziele der Bildung in sich vereinigt: „Die Jugend ist zur Ehrfurcht vor allem Lebendigen, zur Nächstenliebe, zum Frieden und zur Erhaltung der Umwelt, zur Heimatliebe, zu sittlichem und politischem Verantwortungsbewusstsein, zu Gerechtigkeit und zur Achtung vor der Überzeugung des anderen, zu beruflichem Können, zu sozialem Handeln und zu freiheitlicher demokratischer Haltung zu erziehen“.

Wir erleben in der Gegenwart Erziehung als einen Prozess vielfältiger „Instanzen“, die zusammen auf die Kinder und Jugendlichen einwirken. Traditionell werden Schule, Familie und Kirche als wesentliche Erzieher benannt: Im Paragraph 1 des Schulgesetzes für den Freistaat Sachsen erhält die Schule den Auftrag, zur Entfaltung der Persönlichkeit der Schüler in der Gemeinschaft beizutragen und Kenntnisse, Fähigkeiten und Werthaltungen zu vermitteln, die über die bloße Wissensvermittlung hinausgehen. Im Absatz 2 dieses Paragraphen wird dann dieser Auftrag durch einen Katalog von Werten konkretisiert, die „anknüpfend an die christliche Tradition“ den Schülerinnen und Schülern vermittelt werden sollen.

Die christlichen Kirchen verantworten den Religionsunterricht an staatlichen und an freien Schulen mit. Sie beteiligen sich an der Erstellung von Schulbüchern und Unterrichtsmaterialien.

Für den Evangelischen Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen in Sachsen tragen der Freistaat und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche gemeinsam Verantwortung.

Der Freistaat ist bestrebt, den Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach mit staatlichen Lehrkräften abzusichern. Gemäß dem Vertrag über die Gestellung von Lehr-

kräften im kirchlichen Dienst für den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen im Freistaat Sachsen vom 07. September 1994 sichern im Schuljahr 2015/16 526 kirchliche Lehrkräfte den Bedarf an Unterrichtsstunden ab, der nicht von den 394 staatlichen Lehrkräften gedeckt werden kann. Diese Relation lässt erkennen, dass über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren die Mitwirkung kirchlicher Lehrkräfte unverzichtbar geblieben ist. Es ist zu erwarten, dass dies auch in den nächsten Jahren auf etwa gleichem Niveau verbleiben wird.

Wer im Glauben wachsen will, muss selbst die Bibel lesen können.

Im Rahmen des Wissenschaftlichen Symposiums „20 Jahre Religionsunterricht in Sachsen. Bestandsaufnahme und Ausblick“ wurde im Jahre 2013 unter anderem auch die Situation von Lehrkräften für das Fach Evangelische Religion genauer untersucht. Es zeigte sich, dass staatliche Lehrkräfte ihre berufliche Tätigkeit vergleichsweise günstiger bewerteten als die Gruppen der Pfarrer und der Gemeindepädagogen. Staatliche Lehrkräfte haben im Allgemeinen an ihrer jeweiligen Schule den Mittelpunkt ihres beruflichen Lebens. Die kirchlichen Lehrkräfte sind dagegen grundsätzlich in erster Linie Pfarrer oder Gemeindepädagogen in Kirchengemeinde oder Kirchenbezirk und erleben den Religionsunterricht in den Schulen sehr unterschiedlich. Wünsche nach einer besseren Einbindung in die schulischen Gegebenheiten wurden häufig genannt. Hier möchte ich die kirchlichen Lehrkräfte ausdrücklich ermutigen, auf die Schulleitungen und Kollegien zuzugehen und sich nicht nur in einer Gastrolle in den Religionsunterricht, sondern in das Leben der Schule einzubringen.

Und ich möchte mich bedanken, sowohl bei den staatlichen als auch bei den kirchlichen Lehrkräften des Faches Evangelische Religion. Sie leisten einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Wertevermittlung in der Schule. Religionsunterricht gibt Kindern und Jugendlichen Hilfe bei der Suche nach Orientierung in unserer pluralisierten, globalen Welt. Im Rahmen der im sächsischen Lehrplan beschriebenen Ziele wird der Dialog zwischen den Weltreligionen durch vertiefte Auseinandersetzung mit Inhalten und Werten eingeübt. Religionsunterricht ist auch Demokratievermittlung, ist auch Friedenserziehung.

An dieser Stelle verweise ich gern auf die Ringbuchmappe bzw. das Onlineportal „Friedensbildung und Friedenserziehung in Sachsen“ der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens. Diese Sammlung bietet Angebote, Unterrichtsmaterialien und Lernmedien zum Thema Friedensbildung, die Lehrer auch für die Gestaltung von fachübergreifendem bzw. fächerverbindendem Unterricht nutzen können. Damit strahlt evangelischer Religionsunterricht auf andere Fächer in Sachsens Schulen aus, wirkt über den kirchlichen Rahmen hinaus und kann Schülerinnen und Schüler erreichen, die anderen Konfessionen angehören oder konfessionsfrei aufwachsen. Auf diese Weise trägt Kirche die Verantwortung des Staates für Bildung und Erziehung mit.

Um zum Ausgang meiner Gedanken zurückzukehren und noch einmal verallgemeinernd die Frage nach den Wirkungen der Reformation bis in unsere Zeit hinein zu stellen: Letztendlich war die Reformation eine Bildungsbewegung, deren Impulse auch Bildungspolitik im 21. Jahrhundert bestimmen. Jedes Kind hat ein Recht auf Bildung. In dessen Bildung zu investieren, lohnt sich nicht nur, es ist sogar unabdingbar, denn damit investieren wir zum einen in das Beste, was wir haben, unsere Kinder, und bereiten diese zugleich darauf vor, die gesellschaftliche Zukunft zu erobern und zu meistern. Als außerordentlich wichtig für die Erziehung der Kinder haben Martin Luther und andere Reformatoren die Rolle der Familie, der Eltern angesehen. Auch heute gilt unverändert: Ohne eine umsichtige Erziehung in der Familie und eine partnerschaftliche und vertrauensvolle Zusammenarbeit von Eltern und Schule wird Bildungserfolg schwierig.

Was wäre eigentlich aus Martin Luther geworden, wenn er nicht den Weg des Theologen und großen Reformators gegangen wäre? Er soll selbst zu Wort kommen: „Wenn ich vom Predigtamt ablassen könnte und müsste, so wollte ich kein Amt lieber haben denn Schulmeister oder Knabenlehrer zu sein. Denn ich weiß, dass dies Amt des Pädagogen nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das bessere ist.“⁴

Dem habe ich als Direktor der Sächsischen Bildungsagentur nichts hinzuzufügen.

1 Stefan Rhein (2011). Reformation und Bildung: Das Melanchthonjahr 2010 im Rückblick. Pastoraltheologie: Band 100, Ausgabe 10, S. 462-480

2 Flyer zum Themenjahr 2010 „Reformation und Bildung“; zugänglich über www.luther2017.de

3 glauben leben lernen – Bildungskonzeption der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

4 Matthias Hahn: Zum Bildungsauftrag der Evangelischen Kirche: Evangelische Bildung aus guten Grund, Vortrag auf der Synode der EVLKS am 24.04.2010

PFARRER ABRAHAM

Christoph Kuhn

Kurz vor unserem Auftritt saß ich in der Kirchenbank, hatte die Perücke schon auf, schraubte das Mundstück ans Saxophon, als eine Frau auf mich zukam, mit ausgestrecktem Arm. „Herr Pfarrer Abraham!“, rief sie laut. – Ich hatte das Saxophonblatt zwischen den Lippen, um es feucht zu halten, und konnte nur „Guten Tag“ nuscheln. Eine Hand löste ich vom Instrument und reichte sie ihr. Sie drückte sie mit beiden Händen fest und lange. „Lieber Herr Pfarrer Abraham, wie schön, Sie wiederzusehen nach so langer, langer Zeit!“ – Die Frau strahlte mich an. Sie trug einen langen grünen Rock und einen langen grauen Zopf, und an ihrer olivfarbenen Strickjacke Sticker mit rot durchgestrichenen Hakenkreuzen und Atommeilern.

Sie ist eine typische Kirchentagsbesucherin, dachte ich wohlwollend, eine, die – wie auch ich – schon auf zahlreichen Kirchentagen unterwegs gewesen ist, eine, für die Kirchentage Höhepunkte im Leben sind.

Neben ihr stand eine jüngere Frau mit knallroten rasperkurzen Haaren, die mich auch innig anblickte. Vom Altarplatz her rief mich Jan zum Soundcheck. Ich warf den Frauen noch über die Schulter einen entschuldigenden Blick zu und eilte nach vorn.

Wir hatten uns nur wenig vorbereiten können, waren aber in bester Spiellaune und kriegten viel Beifall. Karl am Schlagzeug, Jan am Bass und ich mit Sax – wir sind keine Profis, und wir haben alle drei denselben Tick, nur in Verkleidung vor Publikum auftreten zu können: Jan in einer alten Armeeuniform, Karl genügt eine Clownsnase, ich trage eine Langhaarperücke.

In der ersten Reihe saßen die beiden Damen, die ältere klatschte besonders frenetisch.

Unser Repertoire ist bescheiden, aber wir sind unübertroffen im Arrangieren, Improvisieren und Variieren. So überlassen wir uns regelmäßig gegenseitig die Soli, singen abwechselnd und in allen möglichen Kombinationen mehrstimmig, auch a cappella.

Jan und Karl mussten nach dem Konzert eilig zur nächsten Mugge in einer anderen Band ans andere Ende der Stadt. Ich wollte noch etwas von der Nacht der Möglichkeiten erleben, setzte mich aber erst einmal vor ein Café ins Freie, gleich neben der Kirche. Ich bestellte einen Latte macchiato und beobachtete die Leute. Backstage hatte ich mich sofort der Perücke entledigt und genoss es nun, wie mir der frische Wind über die Glatze wehte.

Die beiden Damen traten aus der Kirche. – „Dass der Pfarrer Abraham so toll Saxophon spielt, hätte ich nie im Leben gedacht!“, sagte die ältere. „Litt er nicht ständig darunter, unmusikalisch zu sein?“ Sie nahmen am Nachbartisch Platz. „Ich kann mich auch nicht erinnern, dass sein Haar so voll ist“, fuhr die Frau fort. Und ihre Begleiterin antwortete: „Mich darfst du das alles nicht fragen, ich habe diesen Pfarrer Abraham nie gesehen, kenne ihn nur von deinen Erzählungen.“ – „Ach so“, sagte die ältere etwas verdrießlich und fügte nachdenklich hinzu: „Vielleicht sollte er sie sich nicht zu lang wachsen lassen. Was meinst du? – Schade nur, dass er keine Zeit hatte und nach dem Konzert so schnell weg war ...“

Sie blickten gelegentlich gleichmütig desinteressiert in meine Richtung, ohne stutzig zu werden, und ich sah keine Veranlassung, mich an sie zu wenden und die ältere Dame auf ihren Irrtum hinzuweisen.

In meinem Kopf hat Einbildung einen negativen Klang, aber in der Grundbedeutung hat es etwas mit Phantasie und mit Bildung zu tun.

Stefan (64)

E

luther stories

Hokuspokus



Weil in der Kirche zu viel »Hokuspokus« getrieben wurde, sah er sich zum Eingreifen gezwungen.

Lieber eine gute Ausbildung als eine schlechte Einbildung!

JOHANNES (47)

EINGEBILDET

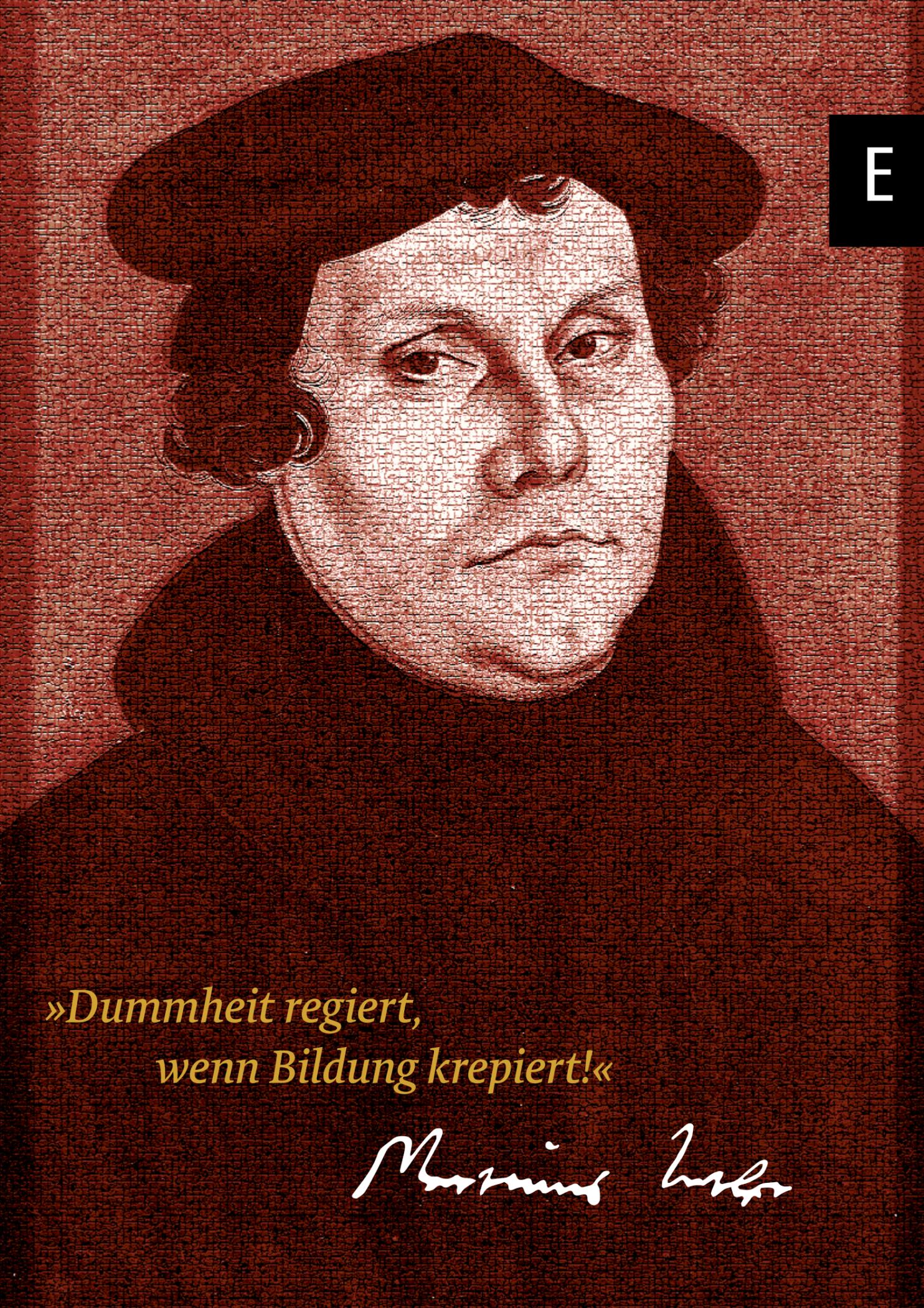
Stephan Brenner

Auf dem Weg am Waldrand rauschte ein Auto heran. Unmittelbar neben mir, der ich in ein Buch vertieft auf einer Bank saß, kam es zum Stehen. Zwei junge Männer stiegen aus und schwangen sich mit je einem Pizza-Karton auf die Nachbarbank. Klänge mit hämmernenden Bässen beschallten das idyllische Areal. Meine Gedanken: „Diese rücksichtslosen Krachmacher denken nur an sich.“ Doch sie zu bitten, das Autoradio leiser zu stellen oder gar auszuschalten, habe ich nicht gewagt.

Nach ein paar Minuten war ein gesprochener Beitrag aus den Lautsprechern des Fahrzeuges zu hören. In locker-ansprechender Form wurde eine Person aus der Bibel vorgestellt. Zu meinem Erstaunen suchten die Pizzateaser nicht hektisch nach einem anderen Sender, sondern ließen sich die Information per Rundfunk gefallen. Und bevor sie abfuhr, kam einer auf mich zu: „Hier, guter Mann, ich hab noch was von meiner Pizza übrig. Soll ich sie wegschmeißen oder haben Sie Appetit?“

Mit einem Viertel Pizza in der Hand schaute ich dem PKW nach. Meine Gedanken jetzt: „Die sind ja gar nicht so, wie ich mir das vorhin eingebildet habe.“ Und mir wurde langsam bewusst, dass die beiden eben was Bemerkenswertes in mich hineingebildet haben: „Sei vorsichtig mit schnellen Festlegungen. Denn die Wirklichkeit in der Welt ist meist weiter und größer, als deine Vorurteile es sind.“

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich nach diesem Erlebnis noch auf der Bank am Waldrand saß. Jedenfalls habe ich mich dann recht frohgelaut und mit Pizzageschmack im Mund auf den Heimweg gegeben.



E

»Dummheit regiert,
wenn Bildung krepieri!«

Martin Luther



FRAGE

„Die Jugend hat das besondere Privileg, Fragen stellen zu dürfen.“ So ein Statement klingt erst einmal ziemlich positiv. Kratzt man jedoch ein bisschen an der Oberfläche, ist das, was daraus folgt, eher ernüchternd. Die eine Interpretation – und zwar die verheerendste – wäre, der Jugend einen Zustand der Unwissenheit zuzuschreiben, aus dem wir uns notwendigerweise nur durch das Fragen befreien können. Die Welt der „Erwachsenen“ steht der der Jugend dabei voller Erfahrung, Kenntnis und Wahrheit gegenüber und fungiert somit als Quelle der Antworten.

Die andere – aus meiner Sicht durchaus charmante – Variante kennzeichnet Jugendliche als die Revolutionäre. Revolutionäre der Gesellschaft, der Politik, der Wirtschaft, der Kirche, also irgendwie des ganzen Globus. Zu fragen bedeutet nach dieser Lesart Interesse zu haben, neugierig und wissensdurstig zu sein, Veränderungsdrang zu verspüren, die Welt – wenigstens im Kleinen – besser zu machen. Ein herrliches Bild.

Ein typisches Bild. Mit trauriger Konsequenz: Man ruht sich darauf aus, dass die amorphe Masse Jugendlicher bestehende Missstände in und für die Zukunft schon irgendwie richten wird.

Von einem Privileg, laut Fragen zu stellen, kann also kaum noch die Rede sein, vielmehr entpuppt es sich als Pflicht, manchmal sogar als Bürde, für die Jugend. Denn jemand anderes scheint es kaum noch zu tun.

Heutzutage sagen alle sehr viel. Es wird reichlich behauptet, viel bestritten, unentwegt widersprochen, immer seltener auf Wahrheitsgehalt geprüft und noch weniger gefragt. Und je älter der Mensch wird, desto schlimmer wird es. Warum nur hört man scheinbar ab einem gewissen Alter einfach auf zu fragen? Liegt es daran, dass einem irgendwann das Privileg aberkannt wird oder man die Pflicht dazu nicht mehr verspürt? Man fragt vielleicht noch sich selbst, andere jedoch nicht mehr. Möchte man nicht als ahnungslos oder Zweifler gelten? Oder resigniert man einfach

irgendwann dabei, die eigene kleine Welt neu zu gestalten?

2017 feiern wir Martin Luther, einen Streiter, einen Reformator, einen hartnäckigen Frager und Infragesteller, dessen junges Leben durch Erkenntnissuche geprägt war, bevor er auf deren Grundlage seine 95 Thesen – so die Legende – an die Kirchenpforte in Wittenberg schlug. Er war damals in seinen 30ern, ein Jungspund, belächelt. Und vor allem ein Dorn im Auge der religiösen Autoritäten sowie Stein des Anstoßes für einen wichtigen religiösen Wandel und die Entstehung einer evangelischen Kirche.

Warum nur hört man scheinbar ab einem gewissen Alter einfach auf zu fragen?

Ich habe weder eine theologische Ausbildung genossen, noch habe ich Thesen und Lösungen formuliert, die ich am liebsten an das Landeskirchenamt nageln möchte. Aber ich bin als Jugendliche und Ehrenamtliche dennoch wichtiger Teil dieser Sächsischen Landeskirche und möchte das Reformationsjubiläum zum Anlass nehmen, nach der aktuellen Rolle der Jugend in eben dieser zu fragen. Welche Rolle wird von außen und oben an sie herangetragen und welche misst sie sich eigentlich selbst bei?

Mit Blick auf meine anfänglichen Ausführungen ist es interessant zu betrachten, dass die Vorstellungen und Ansichten, was denn genau falsch laufe z. B. in Gesellschaft und Kirche, bei Jung und Alt nicht selten sehr weit auseinanderklaffen; es scheint zwischen diesen Beiden seit jeher universelle Diskrepanzen zu geben. So ergibt sich auch in unserer Landeskirche eine groteske Situation:

Der Kürze halber liste ich hier nur zwei, sehr entscheidende Merkmale auf; der Erwartungskatalog, der an Jugendliche gestellt wird, ist jedoch viel länger. Interessiert sollen wir sein, vorzugsweise sollen wir aktiv bei allen möglichen Dingen, wie dem Gottesdienst, dem Gemeindefest, dem



Wiebke Erber
Studentin und Delegierte des Landesjugendkonventes

Kirchentag, mittun und möglichst hoch engagiert sein, am liebsten nicht nur in der Jungen Gemeinde: „Mitmacher“ ist wohl der passendste Terminus dafür.

Und selbstverständlich sollen wir auch Dinge hinterfragen und bitte unsere Fragen auch stellen, besonders – oder ausschließlich? – in Bezug auf Gott und sein Wirken in dieser Welt, auch unbedingt bezüglich unserer Verantwortung als Christen und der Rolle der Kirche in unserer heutigen Gesellschaft: „Glaubensbewusst“ trifft dies am besten, glaube ich.

Wir sind schon irgendwie wichtig. Wir haben auch eine groß und überwiegend gut aufgestellte Jugendarbeit hier in Sachsen. Wir haben dafür eigene Jugendpfarrer! Damit sind wir versorgt, bespaßt, gefördert – und isoliert vom Rest. Und hier wird es spannend und spannungsreich, denn außerhalb eben dieser Jugendarbeit werden jugendliche selbst äußerst selten bis gar nicht gefragt. Ganz besonders nicht, wenn es um das Innere der Institution Kirche geht, also ihre Strukturen und Hierarchien und Abläufe.

Daraus folgt meine Frage: Warum? Warum müssen Junge-Gemeinde-Mitglieder immer noch gegen Windmühlen kämpfen, wenn sie einen Gemeindejugendkonvent gründen wollen? Warum gibt es keine festen stimmberechtigten Jugenddelegiertenplätze in den sächsischen Synoden? Warum dürfen Jugendliche Fragen stellen, sollen jedoch kirchenpolitisch nichts infrage stellen? Warum sind wir nie die Macher, sondern eben ständig nur die Mitmacher? Ein echtes Zusammenspiel von Jugendarbeit und den anderen Zielgruppen der Landeskirche funktioniert nicht. Oder ist es nicht gewollt?

Ich kann es mir nur so erklären, dass die Verantwortungs- und Entscheidungsträger auf den verschiedenen Ebenen, Angst haben vor uns bzw. vor dem, was wir repräsentieren – Veränderung. Na, aber ich denke, das ist unsere besondere Aufgabe als Jugendliche? Was denn nun? Verändern ja, aber

bitte erst später? Klar, wir sind ja auch die Zukunft. Und bis dahin bitte nur mitmachen bei dem, was andere sich ausgedacht haben? Es ist schon ziemlich paradox, da feiern wir groß die Reformation und haben gleichzeitig Angst heute zu reformieren.

Zugegeben, als junger Mensch gefällt man sich in der Rolle des Weltverbessers und Innovators, jedoch sind wir tatsächlich viel weniger revolutionär als wir es vielleicht gerne wären oder von uns behaupten, und schon gar nicht so umstürzlerisch, wie uns häufig unterstellt wird. Uns ist bewusst, wie gut es uns damit geht, einer Kirche anzugehören, in der wir auch mal zweifeln dürfen und in der wir sogar eigenes Personal zur Verfügung haben. Es geht uns also nicht darum, Personen ihres Amtes zu entheben oder Machtpositionen zu stürzen, wir möchten schlicht und ergreifend auch einmal gefragt werden und die komfortable Position der Antwortenden einnehmen. Mitmachen sollen ohne mitreden zu dürfen funktioniert langfristig nicht.

Ich bin seit einigen Jahren in den Landesjugendkonvent delegiert und habe in dieser Position wahrscheinlich mehr Berührungspunkte mit höheren Amtsträgern als die meisten anderen Mitglieder der Evangelischen Jugend. Soweit muss man aber gar nicht gehen; in viel zu vielen Gemeinden beißen sich Jugendliche die Zähne schon an den dortigen Strukturen und Gepflogenheiten aus.

Meine Konfirmation liegt schon ein paar Jährchen zurück, seither war ich sehr engagiert in der Jungen Gemeinde zugange, dann in der ephoralen Jugendarbeit, mittlerweile bin ich in meinen Mittzwanzigern auf Landesebene tätig und muss leider feststellen, dass es in meinem Alltag kein anderes Machtgefüge gibt, in dem ich mich so unterschätzt und weniger ernst genommen fühle wie als Jugendvertreterin in der Landeskirche.

Doch genau das ist der Punkt: Wir Jugendlichen wollen ernst genommen

werden. Das ist gesamtgesellschaftlich allgemein gültig und hoffentlich niemandem neu, und sollte, meiner Meinung nach, bitte auch in der Kirchenpolitik zur Geltung kommen. Wenn das endlich passieren würde, könnten wir Jugendlichen auch aufhören, uns selbst so furchtbar ernst nehmen zu müssen.

Natürlich lassen sich unter Jugendlichen, so also auch unter sächsischen evangelischen, zwei Richtungen ausmachen: da die Macher, dort die Konsumierer. Ich vermute, dass Letztere relativ zufrieden mit der gegenwärtigen Situation sind bzw. sich nicht daran stören. Die Macher dagegen wollen mehr und können mehr und dürfen in der Regel nicht. Und genau für diese Gruppe versuche ich hier mich stark machen.

Trotz insgesamt sinkender Mitgliederzahlen bleibt die Zahl an ehrenamtlichen Jugendlichen in Sachsen gleich hoch. Ist man sich dieser Luxusposition eigentlich bewusst? Es besteht kein Zwang, extra zu werben oder zu missionieren; das ist heutzutage nicht die Regel. Das Potential und der Wille mit- und auch umzugestalten sind da. Lasst es uns bitte nutzen! So viele Jugendliche haben ihre Rolle in der Gemeinde, im Kirchenbezirk, in der Landeskirche eigentlich schon gefunden, dürfen sie aber gegenwärtig nicht einnehmen.

Zum Abschluss möchte ich den mir wichtigsten Punkt noch einmal unterstreichen: Nehmt uns ernst! Fragt uns! Achtet uns! Es bilde sich bitte niemand ein, wir würden halbherzige Versuche, uns mit pseudo-relevanten Themen abzuspeisen, nicht als solche erkennen. Wir sind nicht nur Zukunft, wir sind vor allem Gegenwart und haben etwas zu sagen, was es wert ist anzuhören, zu bedenken, zu Herzen zu nehmen!

Tun wir Ihre Lebenserfahrung und Expertise mit unserer Intuition, Neugier und dem jugendlichen Sturm und Drang zusammen und gestalten unsere Kirche endlich gemeinsam!

AUFBRUCH

Christoph Kuhn

„Hier steckst du also“, sagt Tanja und geht auf den Tisch am Fenster zu, wo David sitzt und schreibt. Er sieht nur kurz vom Papier auf und hinaus zum Gewimmel der Straße.

Tanja setzt sich ihm gegenüber. „Dein Lieblingslokal? Bist du öfter hier?“

„Manchmal“, sagt er.

„Du haust nach jeder Probe und nach jeder Vorstellung sofort ab, und niemand weiß wohin ...“

„Ist das ein Problem? Ich habe zu tun, wie du siehst.“

„Was schreibst du denn?“

„Darüber spreche ich erst, wenn's fertig ist ...“

„Geheimnisvoll wie immer, Jesus.“

Die Serviererin kommt, Tanja bestellt einen Rotwein. David sagt: „Nenn mich nicht Jesus, ich sag ja auch nicht Maria oder Mutti zu dir.“

Sie protestiert ihm zu, trinkt. „Das ist was anderes, ich bin eine Fehlbesetzung, habe meine Mutterrolle nie akzeptiert.“

„Du merkst das zu spät, hättest es mit Gottfried verhandeln sollen. Aber sein Casting war schon okay, einen besseren Regisseur konnten wir nicht finden.“

„Wie man's nimmt. Der Abend ist lang geworden, an dem wir ihn davon überzeugten, dass die letzte Aufführung mit dem Passafest enden muss, mit der Auferstehung.“

„Ach, das habt ihr beschlossen, und die Hauptperson weiß noch nichts davon.“

„Wie denn, du bist ja nicht da, hältst dich von uns fern. Deshalb hab ich dich ja gesucht, um es dir zu sagen.“

„Die letzte Aufführung ist morgen. Denkst du, ich lerne bis dahin noch mehr Text?“

„Du hast keinen weiteren Text. Nur wir reden. Reden über deine Auferstehung, über dich ...“

„Wie immer, hinter meinem Rücken.“

„Und dann brechen wir auf.“

„Wer wir? Aufbrechen?“

„Wir alle, unsere Gruppe und viele aus dem Publikum, du wirst sehen, wie wir dir alle folgen.“

David lacht auf. „He, sag mal, spinnst du jetzt total! Wohin sollte mir jemand folgen?“

„Der Weg ist das Ziel der Wanderschaft.“

Tanja hat ihr Glas ausgetrunken. David blickt sie entgeistert-belustigt an, wedelt sich mit der Hand vorm Gesicht herum. „Wandern! Querfeldein, durch Wald und Flur, die Autobahn entlang ...“

„Wir können auch den Theaterbus nehmen, je nachdem.“

Er antwortet nicht, schreibt weiter. Tanja bestellt sich noch ein Glas. „Weißt du, wie sie alle, wie wir alle, auf dich stehen! Du weißt es nicht, weil du uns meidest, weil du nicht auf die Leute achtest. – Ich will dich dann auch nicht länger stören.“

David wird laut: „Was redest du für ein Zeug! Das Spiel ist morgen aus. Ich hab getan, was ich konnte, und wenn jemand denkt, ich predige weiter, hat er sich getäuscht. Und mir folgt auch niemand nach. Weil ich hierbleibe.“

Tanja sagt ruhig: „Du hast einfach keine Ahnung, wie sehr die Leute auf dich gewartet haben, wie wichtig du bist. Jesus – zwei Millionen Ergebnisse zeigt Google an. Es steht geschrieben, und du sagst es selbst, dass der Sohn Gottes wiederkommt. Ich wusste es schon in Israel, wo wir alle zusammen waren, am See Genezareth, auf dem Ölberg, in Jerusalem, dass du der richtige bist.“

F
Fassungslos starrt er auf die Zeitung, die Tanja ihm über den Tisch schiebt, mit einem großen Foto von ihm und der Schlagzeile *Jesus – wer, wenn nicht er!*

Daneben liegt der Text, an dem er arbeitet: die Geschichte eines Jesus-Darstellers, der das Spiel Wirklichkeit werden lässt. Er merkt, über Heilkraft zu verfügen und fordert die Menschen, denen er geholfen hat auf, ihm zu folgen.

„Du hast keine Wahl, kannst dich nicht verweigern“, sagt Tanja und geht.

Luther stories



Fragen ist für mich ein Zeichen von Streben nach Wissen.

ANNE (19)

Frage nicht nach Morgen, sondern lebe im Jetzt.

DIANA (25)

Ich frage mich:
Wo geht die Reise hin?

JALAL (26)

FANGFRAGE

Tobias Petzoldt

*Und Jesus sprach zu ihnen:
Folgt mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen!
(Mk 1, 17)*

Von nun an sollst du
Menschen fischen,
spricht der Herr.
Hurtig bei der Arbeit, müssen wir leider feststellen:
Die Fangquoten sind niedrig.
Sie schwimmen auf anderen Wegen,
sie gehen uns durch die Netze,
sie leben an uns und wir an ihnen vorbei.
Meist fischen wir nun
in eigenen Gewässern,
denn in unbekanntem
fischen wir allzu oft im Trüben.
Ob das der Herr so gemeint hat?

Aus: Petzoldt, Tobias: „Ein für alle Mal“
Düsseldorf, tvd, 2012



OHRWURM

OHRWURM

Ja, das kenne ich gut: Eine Liedzeile verfolgt mich. Sie geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Der kleine Melodiefetzen zieht immer wieder meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; Ablenkungsmanöver helfen nur bedingt. Gut, dann lasse ich ihn frei, diesen ... *Ohrwurm*. Ich singe lauthals, teile ihn mit. Endlose Wiederholungsschleifen. Aus dem Nachbarzimmer stimmt jemand pfeifend in meinen Singsang ein. Sind Ohrwürmer ansteckend?

Der Duden beschreibt das Phänomen OHRWURM mit folgenden Begrifflichkeiten:

- 1.) [mittelhochdeutsch Örwurm; nach der volkstümlichen Vorstellung, dass das Insekt gern in Ohren kriecht] kleines, besonders in Ritzen und Spalten lebendes, meist braunes Insekt mit kurzen Vorderflügeln
- 2.) (veraltend abwertend) Schmeichler, Kriecher
- 3.) (umgangssprachlich) Lied, Schlager, Hit, der sehr eingängig, einprägsam ist.

Das gefällt mir. Dieses Bild von einem kleinen „Melodietier“, welches in mich hineinkrabbelt und mich nicht mehr loslässt. Oder – als Beschreibungsversuch im Sinne eines Hits – eine beliebte und sehr einprägsame Melodie, die sich mir immer wieder in Erinnerung ruft. Oder – als Kirchenmusikerin gesprochen – eine musikalische Botschaft, die mich, in Melodie und Form gebunden, nicht freilässt.

Keine Frage – unsere Gesangbücher sind voll davon: Lieblingslieder, Themenlieder, Kernlieder, Bekenntnislieder, Gebetslieder, Anbetungslieder, Psalmlieder, Tagzeitenlieder ... Wo man auch hinhört, in diesen Sammlungen finden sich viele „ohrwurmverdächtige“ Wort-Ton-Dichtungen. Und das Gute: Befällt mich so ein „Kirchenlied-Ohrwurm“, so lässt er mich nicht los. Ich muss tönen und singen, ihn freigeben und anderen mitteilen. Kirchenhits und Lieder, die anstecken? Was für ein Schatz!

Der Musikwissenschaftler Jan Hemming ist der Auffassung, dass ein Ohrwurm unwillkürlich aus der Erinnerung hervortritt und sich mit markanten Passagen, welche die Aufmerksamkeitsschwelle und das Kurzzeitge-

dächtnis des Hörers keinesfalls überfordern, bis in unser Unbewusstsein bohrt. Wichtig sei aber die emotionale Einstellung: Herrscht beim Hören eine starke Gefühlsregung, so wird die Musik stärker ins Gedächtnis eingegraben und verankert.¹

James Kellaris, Professor an der University of Cincinnati, wies in seinen Studien nach, dass Menschen unterschiedliche Anfälligkeiten für das Ohrwurmphänomen besitzen. Frauen und Musiker werden davon eher ergriffen als andere Personen.² Ohrwürmer können grundsätzlich aus allen Genres der Musikwelt stammen. Reine Instrumentalstücke erreichen jedoch nur selten Ohrwurmstatus. So sind bei einer Testreihe an der Universität Kassel drei der fünf eingängigsten Titel Lieder mit deutschen Texten gewesen.³

Das gefällt mir. Dieses Bild von einem kleinen „Melodietier“, welches in mich hineinkrabbelt und mich nicht mehr loslässt.

Die Liste hitverdächtiger Lieder im Kirchenjahr ist lang und saisonal unterschiedlich gewichtet. Spätestens in der Weihnachtszeit ergreift das Singfieber auch die weniger musikalischen Zeitgenossen. Was wäre eine Christvesper ohne die emotionalen Wallungen eines vollen Orgelklanges und einer singende Gemeinde bei „O du fröhliche, o du selige“? Dann stimmen selbst Singverweigerer in den Gesang ein (oder summen mal mehr, mal weniger unauffällig mit). Man könnte das Tamtam mit allem Beiwerk von Orgel oder des sehr schlichten Melodiegangs eines sizilianischen Marienliedes durchaus kritisch als „Kitsch“ oder umgangssprachlich als „Schlager“ abtun. Martin Luther aber sah es durchaus positiv: „Die Dichter tun sehr wohl daran, dass sie gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehm machen, damit sie zu solcher Freude des Glaubens gereizt werden und fröhlich singen.“⁴



Martina Hergt
Arbeitsstelle Kirchenmusik
der Ev.-Luth. Landeskirche
Sachsens

Mit Luther begann auch die Singebewegung der Reformation. Er selbst sang leidenschaftlich gern und auch gut. Hans Sachs, der Meistersinger aus Nürnberg, nannte ihn die „Wittenberger Nachtigall“. Einige Luther-Lieder finden sich bis heute in unseren Gesangbüchern. Sein Programm: Die versammelte Gemeinde soll singen. So nannte er sein erstes geistliches Wittenberger Liederbuch von 1529 „Gemeindegangbuch“. Luther hat gedichtet, Psalmen neu übertragen, vorhandene Gesänge umgedichtet, geistliche Kinderlieder verfasst und biblische Erzähllieder geschrieben. Das bekannteste Luther-Lied ist wohl „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und es ist ohrwurmverdächtig. Die Zutaten dafür sind einfach: Man nehme eine Tonleiter und baue daraus eine eingängige Melodiekette. Engelsingemäß verlässt diese nur ungern den „himmlischen“ Beginn. Sie umkreist mehrfach den „Engelston“ und findet erst am Strophenende mit dem tiefsten Klang seinen Abschluss. Eine Kinderliedmelodie mit einfachem Versmaß und schlichtem Choralmetrum. Der Text: die in Reime gefasste Nacherzählung der biblischen Geschichte aus dem Munde eines Verkündigungsendels. Jeder, der dieses Lied in seiner Kindheit gelernt und gesungen hat, weiß um die biblische Botschaft des Engels in der Weihnachtsgeschichte. Die Qualität dieser Lied-Dichtkunst liegt im Einfachen, darin das Vollkommene im Kleinen zu suchen, große Wirkung mit wenig Aufwand zu erzielen. Sehr einprägsam. Gleichsam ein Rezept für einen guten Ohrwurm?

Mit Luther begann auch die Singebewegung der Reformation.

Er selbst sang leidenschaftlich gern und auch gut.

Sehr bewusst setzte sich Luther für eine Singschule von Kindheit an ein. „Kinder müssen ... singen und die Musica mit der ganzen Mathematik lernen.“⁵ Für ihn war es auch eine Singschule des Glaubens. Hier ging es nicht nur um die Vermittlung von Textinhalten oder belehrenden Botschaften, sondern es kam ihm darauf an, dass ein Mensch nicht nur mit Worten, sondern mit dem Sinn und Verstand des Herzens singt. Dass die geistliche Lieddichtung oder die Kirchenmusik als ein lebendiges Verkündigungszeugnis insbesondere auch für die emotionale Glaubensübermittlung sehr bedeutsam ist, hat Luther sofort erkannt und es in der ihm eigenen Art in die Welt hinausgerufen. Ja, das Evangelium selbst hatte für ihn Klangqualität und damit eine innere, enge Verwandtschaft zur Musik. In seiner Vorrede zum Septembertestament (1522) schrieb er: „Euangelion ist ein griechisch Wort, und heißt auf deutsch gute Botschaft, gute Mär, gute Neuzeitung, gut Geschrei, davon man singet, saget und fröhlich ist.“⁶

Die frohe Botschaft sollte im Singen und Sagen auch fröhlich verbreitet werden. Inhalt und Gestalt gehörten für ihn zusammen. Der Spielmann der mittelalterlichen Lebenswelt erzählte seine Neuigkeiten in verständlicher Sprache und rührte mit Kräften an den Emotionen seiner

Zuhörer. Singen und Sagen meint: Die Verkündigung des Evangeliums mit lebendiger Stimme ist eine Aufführung, die auf die Freude derer zielt, die davon hören. In Luthers Einleitung zum Babstischen Gesangbuch (1545) lesen wir: „Singet dem Herrn ein neues Lied. Singet dem HERRN alle Welt. Denn Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst glaubt, der kann's nicht lassen, er muss fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, dass es andere auch hören und herzukommen.“⁷

Die Liedanstimmer oder auch Kantoren (lateinisch: cantare – singen) verantworteten im Gottesdienst und in den Lateinschulen das Singen und bildeten den chorischen und instrumentalen Nachwuchs aus. Dieser Berufsstand hat sich in den Reformationsjahren neu erfunden. Johann Walter gilt als „Urkantor“ der evangelischen Kirche, da er 1526 die Torgauer Stadtkantorei, eine Gruppe sangesfreudiger erwachsener Bürger und Chorschüler, gegründet hat. In dieser Struktur des bürgerlich-evangelischen Musizierens ist die neue Kirchenmusik einstudiert und in der Marienkirche aufgeführt worden. Johann Walther hat auch einen Kirchenlied-Ohrwurm hervorgebracht: „All Morgen ist ganz frisch und neu“. Er hat unter der Nummer 440 Eingang im Evangelischen Gesangbuch gefunden.

In den Kirchgemeinden wird bis heute gesungen, musiziert und verkündigt. Ob es dabei ein Lied zum „Hit“ schafft, entscheidet nicht eine bestimmte Stilistik oder seine Entstehungszeit. Da stehen alt und neu, Choral und Gospel, Jazz und Klassik ganz eng nebeneinander. Doch immer will aufs Neue um den Ton gerungen werden, der die Herzen und Lippen anrührt, der eingeht und Menschen auch emotional öffnet.

Mit „allerlei Zierde“ (Luther) beschäftigen sich Kirchenmusiker, die durch kunstvolle Hände auf den Tasten oder klangschöne Stimmausgestaltung ein einfaches Lied so verarbeiten, dass es zum Staunen anregt. Neben ihrer künstlerischen Tätigkeit sind sie als Singleiter der Gemeinde, in der ureigensten Bedeutung des Wortes Kantor, für die Pflege und Ausbildung des Gesanges in alten und neuen Formen verantwortlich. Beständig vollziehen sie mit ihrer Arbeit den Spagat zwischen der kunstvollen Form und dem einfachen Lied, die Suche nach zeitgemäßen Werkzeugen zur Musikvermittlung und die Herausforderung mit Alt und Jung in der Kantorei zu arbeiten. Diese Aufgaben sind in einer Lebensumwelt zu erfüllen, die fast permanent von Tönen durchzogen wird und in der ein großes Angebot „perfekter Tonaufnahmen“ ver-

fügar ist. Das ständige Piepsen und Klingeln von Handy-Jingles und das Durcheinander digitaler Soundfetzen sind nur ein markanter Ausschnitt konsumierter Tonwelten. Jedoch nicht das Passive, das „Downloaden“ und Hören, sondern erst das (Mit-)Machen bringt jene Qualität hervor, die in uns das, was wir singen und sagen, auch verinnerlichen lässt und uns in eine singende Gemeinschaft einbindet. Auch engagierte Laien machen unter dem Dach der Kirche das aktive Singen zu ihrer Sache. Sie fühlen sich im reformatorischen Verständnis zum musikalischen Dienst berufen. Sie leiten Kinderchöre oder Singkreise, oft auch dort, wo es keine angestellten Kirchenmusikerinnen oder Kirchenmusiker gibt. So singen im Jahr 2016 ca. 26.600 Menschen unter dem Dach des Kirchenchorwerkes der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens in einer Chorgemeinschaft. Darunter sind 6.649 Kinder und Jugendliche in 521 Kurrenden.⁸

Nicht das Passive, das „Downloaden“ und Hören, sondern erst das (Mit-)Machen bringt jene Qualität hervor, die in uns das, was wir singen und sagen, auch verinnerlichen lässt und uns in eine singende Gemeinschaft einbindet.

Dass die Suche nach zeitgemäßen und ohrwurmverdächtigen Liedern oder Liedverpackungen zur Verkündigung der Botschaft gelingen kann, zeigt das Programm des 3. Landeskurrentetages des Ev.-Luth. Kirchenchorwerkes der Landeskirche Sachsens, welcher im September 2016 in der Zwickauer Stadthalle stattfand. Über 2.500 singende Kinder aus Kinderchören Sächsischer Kirchgemeinden nahmen daran teil. Das Thema „Mit Herz und Mund“ breitete vom Lutherlied „Ein feste Burg“ im groovigen Begleitbeat, über „Ich singe dir mit Herz und Mund“, ein Lied von Paul Gerhardt (EG 327) bis zum Kirchentags-hit mit Klezmer-Klängen „Und einer ruft es dem anderen zu“ (Fritz Baltruweit) vieles ganz selbstverständlich nebeneinander aus. Auch sächsische Kantoren sind heute Lieddichter und Textsucher. Das Themenlied „Mein Herz ist bereit, Gott, dass ich singe und lobe.“ stammt aus der Feder des Großenhainer Kirchenmusikers Stefan Jänke und überträgt den Text aus Psalm 57 in Worte unserer Zeit. Der Refrain des Liedes hat wirklich ohrwurmverdächtige Qualitäten. Sie kennen die Melodie noch nicht? Dann einfach als Klingelton herunterladen unter www.kirchenchorwerk-sachsen.de/Kurrentetag und mitsingen.

1 Thüringer Zeitung vom 18. Februar 2011,

Lenas Song: Musikprofessor untersucht „Ohrwurm“-Phänomen

2 BBC: Kellaris über den Ohrwurm

3 Scinexx Das Wissensmagazin vom 28. Mai 2010, Was macht einen Song zum Ohrwurm?

4 Lutherlexikon von Kurt Aland, Evangelische Verlagsanstalt, S. 240 / Verse 35,477 13-15

5 Christian Franz Gottlieb Stang: Martin Luther. Sein Leben u. Wirken. Scheible, 1835, digitalisierte Fassung der Bayerische Staatsbibliothek vom 24. Nov. 2009, S.230

6 Martin Luther: Vorrede zum Septembertestament, 1522 Quelle: WA NT 6,2

7 Martin Luther: Werke. 120 Bände, Band 35, Weimar 1888 ff., S. 476

8 Kirchenchorwerk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Zählung 2016.



AUS TIEFER NOT

Die sächsische Pfarrerband „Die Schwarzen Löcher“
bringen Martin Luther (EG 299) und Rio Reiser zusammen

1. Aus tiefer Not / schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhöre mein Rufen.
Dein gnädig' Ohren / kehr zu mir
und meiner Bitt sie öffne;
denn so du willst das sehen an,
was Sünd und Unrecht ist getan,
wer kann, Herr, vor dir bleiben? / Wer kann, Herr, vor dir bleiben?

2. Bei dir gilt nichts / denn Gnad und Gunst,
die Sünde zu vergeben;
es ist doch unser Tun / umsonst
auch in dem besten Leben.
Vor dir niemand sich rühmen kann,
des muß dich fürchten jedermann
und deiner Gnade leben / und deiner Gnade leben:

Refrain: Bei Gott, bei Gott, / ist vielmehr Gnad, vielmehr Gnad

3. Wenn niemand bei dir is' / und du denkst, dass keiner dich sucht,
und du hast die Reise ins Jenseits / vielleicht schon gebucht,
wenn der Novemberwind / deine Hoffnung verweht,
und du bist so müde, / weil du nicht mehr weißt, wie's weitergeht,
wenn dein kaltes Bett / dich nicht schlafen läßt
und all die Lügen, geben dir den Rest.
Halt dich an deiner Liebe fest. Halt dich an deiner Liebe fest.

4. Und ob es währt / bis in die Nacht
und wieder an den Morgen
doch soll mein Herz / an Gottes Macht
verzweifeln nicht noch sorgen.
Er ist allein der gute Hirt / der dich und mich erlösen wird
Des will ich allzeit harren / des will ich allzeit harren.

Refrain: Halt dich, halt dich an seiner Liebe fest, Liebe fest

luther stories

Der Coup



Es war der perfekte Diebstahl:
Während der Erfinder längst vergessen
ist, ist seine Erfindung bis heute mit
dem Namen des Diebes verbunden.
Und mit Weihnachten.

Musik
geht
ins Ohr.

Astrid (46)

Ein Ohrwurm ist
eine Musik,
die lange nachklingt.

KATJA (53)

Ohrwurm ist für mich
ein Lied, das mir für
eine gewisse Zeit nicht
mehr aus dem Kopf
geht.

Wenn ich aus dem
Chor komme,
habe ich so meine
„Chor-Ohrwürmer“.
Und mein „Volley-
ball-Ohrwurm“ ist
„Völlig losgelöst“.

ANNE (19)



RÜCKSCHRITT

RÜCKSCHRITT

„Das ist ein Rückschritt!“ Gleichmaßen frustriert wie entrüstet reagiert der Bürgermeister auf die Schließung der Post im Dorf. Jetzt wird es nicht nur für den unmotorisierten Einwohner umständlicher, ein Paket auf die Reise zu bringen. Ein solcher Rückschritt mindert die Attraktivität der Ortschaft erheblich. Er kostet Aufwand und darum vielen Zeit und Nerven. Jeder könnte dem ähnliches aus eigenem Erleben hinzufügen.

Der negative Klang der Vokabel „Rückschritt“ ist also präsent. Er stellt eine Disharmonie im Akkord von Fortschritt, Wachstum und Modernität dar. Nicht nur ich habe noch die DDR-Propaganda im Ohr, die das kapitalistische System als rückschrittlich abstempelte und die sozialistische Gesellschaftsform als fortschrittlich pries. „Vorwärts immer – rückwärts nimmer!“, tönte mit brüchiger Stimme der Diktator. Zuletzt überzeugte er damit nicht mal mehr die Überzeugten. Heute laden sich Freeks das O-Ton-Zitat als Klingelzeichen auf ihr Handy.

**Einen Rückschritt wagen,
heißt einerseits, den Weitblick ermöglichen
und andererseits in Bewegung kommen.**

Versuchen wir, diese Assoziationen zu überwinden. Finden wir einen anderen Zugang zum Begriff und damit zur Sache! Das Leitwort „Reformation“ mit dem Motiv des „Rückschritts“ in Verbindung bringen, gleicht einer, am Bekenntnis orientierten, biblisch zentrierten Betrachtung. Diese führt allerdings, auch bei positiven Denkeinfällen, in eine andere Schwierigkeit hinein. Mit lediglich einem Schritt zurück ist es nicht getan. Verschiedene sind von Nöten. Das braucht Mut sowie gemeinsame Entschlossenheit, lebendige Kirche der Reformation sein zu wollen.

Der erste Tritt ist ein, die Perspektive verändernder, Rückschritt. Nur mit Abstand kann das Ganze in den Blick kommen. So notwendig es ist, auf das zu schauen, was am nächs-



Karsten Loderstädt
Pfarrer, Ev.-Luth. Kirchengemeinde Annaberg-Buchholz

R

ten liegt, so unabdingbar bleibt, kirchliches Leben vor Ort, im Kontext der gesamten Kirche und ihrer dauerhaft notwendigen Erneuerung zu betrachten.

Einen Rückschritt wagen, heißt einerseits, den Weitblick ermöglichen und andererseits in Bewegung kommen. Um die Gemeinschaft der Gläubigen geht es, um ihre Verbindung zu Jesus Christus und damit um grundlegende Fragen: Woher komme ich? Was erfüllt mich? Wohin werde ich einmal gehen? Antworten zu finden, ist das zentrale Thema von Kirche, unabhängig von Verwaltungsstruktur und Hierarchie. Letztere sind Hilfsmittel, um eine äußere Gestalt zu organisieren. Zudem dient die Tradition der Vergegenwärtigung des Unterwegsseins als Volk Gottes.

Christus spricht: „Ich bin der Weg!“ (und die Wahrheit und das Leben; Joh 14,6). Er sagt nicht: „Ich bin der Standpunkt.“ Im Sinne der Übermittlung vom Inhalt dessen, was Kirche ausmacht sowie hinsichtlich ihrer Lebensfähigkeit und Wirksamkeit, müssen sich Gestalt und Form jeweils zeitgemäß verändern. Wenn Kirche erstarrt, verkommt sie zu einem musealen Gehäuse. Genau das darf nicht eintreten. Weil Christus lebt, atmet die Kirche seinen Geist nach Gottes Willen. Traditionen haben eine dienende Funktion, nämlich aus dem Schatz gesammelter Erfahrungen heraus dem zu trauen, der uns ruft, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Er selbst spricht: „Siehe ich mache alles neu!“ (Offb 21,5). Reformation heute kommt nicht ohne diesen Schritt zurück aus. Wenn er getan ist, muss ein nächster, genauer, ein anderer, folgen.

„Evangelisch-Lutherisch“ tragen wir als Bekenntnismerkmal auf der Steuerkarte ein und geben damit die konfessionelle Richtung bekannt. Doch sind wir imstande, diese Attribute zu erklären? Aussagen über den Zustand des „Evangelisch-Seins“ münden oft in der Negation zum Katholischen: Wir haben keinen Papst, keine Heiligen, keinen Rosenkranz. Weihrauch und Beichtstuhl fehlen. Aber: „Einmal schwarzer Talar und ‚Abendmahl komplett‘ bitte!“, macht doch das evangelische Bekenntnis nicht aus. Geschweige denn: Was ist „lutherisch“?

Der Schritt zurück zu Luther, seiner Zeit und Lehre, fordert und führt in die Auseinandersetzung.

Der Schritt zurück zu Luther, seiner Zeit und Lehre, fordert und führt in die Auseinandersetzung. Sich mit ihm, dem Hauptreformer, mit seinen Gegnern und vor allem mit seinen Anhängern beschäftigen, lohnt im Blick auf das evangelische Bekenntnis und hilft, einer reformatorischen Kirche des 21. Jahrhunderts Profil zu geben.

Martin Luther hatte nichts anderes im Sinn, als seine Kirche zurück auf das Fundament der Bibel zu rücken. Denn da hatte sich seit den pfingstlichen Gründungstagen fundamental viel verschoben. Wenn diese Überstimmung

wieder hergestellt sein würde, wenn das Verhältnis „(lesbare) Bibel und (verständliche) Kirche“ wieder passt und trägt, dann würde es leicht fallen, die äußeren Formen kirchlichen Lebens so umzugestalten, dass sie sowohl biblischer Botschaft als auch den Erfordernissen der Menschen in ihrer Zeitepoche entsprechen.

Ein Beispiel: Weil es Luthers Meinung nach kaum ein Weihnachtslied gab, dass einerseits die Botschaft der Geburt des Weltenretters auf den Punkt brachte und sich andererseits verständlich in der Familie singen ließ, schrieb er ein neues. Dass sein 1543 verfasstes „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ bis heute das Verfallsdatum nicht erreicht hat und ein Evergreen geworden ist, würde ihn sicher freuen. Auf Bewährtes zurückgreifen, schafft Kontinuität und weckt Vertrautheit. Dennoch würde der Liederdichter sofort fragen, wo die gegenwartsnahen, unserer Sprache und unserem Denken entsprechende Lieder sind. Wir können freilich etwas vorweisen, wobei der neuste Liedtext im Evangelischen Gesangbuch in erwähnter Kirchenjahreszeit aus dem Jahre 1967 stammt und bereits auch seinen 50. Geburtstag feiert.

Der Rückschritt auf Luther zu und seinem kirchlichen Erneuerungswirken führt zu einem dritten, nochmals anderen Schritt. „Sola scriptura – allein die Schrift!“ Ihre Mitte ist das Evangelium. Nicht nur eine Sache, sondern eine Person. Nicht nur ein Text, vielmehr diese eine Botschaft, die die Kraft zur Veränderung freisetzt. Eine Kirche, die auf der Höhe der Zeit bleiben will, muss die Nähe zur Heiligen Schrift bewahren. Sie muss sich „updaten“ wie die Computerleute sagen, muss Kerneinsichten aus dieser Quelle beziehen, muss diese mit der Lebenswelt verbinden. Und wie Jesus selbst seine Lehre in Gleichnissen und Bildern veranschaulichte, so trägt die Verkündigung der Kirche die Verantwortung, Menschen menschlich und lebensnah anzusprechen.

Die Menschlichkeit Jesu verdeutlichen, meint hier zuerst, dass Gott Mensch wurde. Sie zeigt, was Liebe und Vertrauen, Achtung und Ehrfurcht, Rücksicht und Hingabe bedeuten. Christus ist das Mensch gewordene Wort Gottes. Deshalb kann für Luther die Bibel nur dann „Wort Gottes“ sein, wenn ihr durchgängiger und sie durchdringender Inhalt Christus ist. Wenn die Kirche die Bibel christozentrisch auslegt, wird ihr der Geist Gottes zuteil, der es ermöglicht, die Schriftworte ihrem unmittelbaren Wortsinn nach zu deuten.

Bereits im Sommer 1513 bringt der 29-jährige Professor der Theologie in der Psalmenvorlesung seine Studenten auf die Spur, dass der Psalmensänger David den gekreuzigten Christus prophezeie. Zudem mache die Christusprophezie der Psalmen die nahe Wiederkunft Christi deutlich. Das habe für die Kirche tiefgreifende Konsequenzen. Denn sie präsentiere sich gnadenlos machtvoll, habe aber die allumfassende Gnade Gottes, dem Sünder geltend, zu verkündigen.

Luthers entscheidender Rückschritt, sich auf das Pauluswort im Römerbrief (Röm 1, 16.17) zu gründen, ließ ihn selbst das Evangelium als Befreiungsschlag spüren. Gott spricht sein Ja zum Menschen. Einzig diese gnadenreiche Zustimmung ist die lebensrettende Maßnahme für den Verlorenen. Gott schafft die Gerechtigkeit. Sein Urteil richtet sich nicht nach Gesetzeserfüllung und guten Werken als Bonuspunkte für das Heil. Die Gerechtigkeit Gottes entspringt seiner vergebenden Liebe.

Für das Wesen und Wirken der Kirche stellte diese reformatorische Grundeinsicht – Freispruch für den Sünder aufgrund erwiesener Schuld allein aus Gnade – eine regelrechte Glaubensrevolution dar. Sie schlug sich in der Trennung der Protestanten von ihrer Mutterkirche nieder.

Zurück zu den Quellen, zum Ursprung des Glaubens.

Zurück zum Evangelium und seiner heilvollen Mitte.

Nur das kann auch für unsere Kirche das Leitmotiv sein.

Was Luther wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, was ihm einleuchtete und tief erschütterte, brauchte dennoch sein ganzes Leben lang, im Lichte des Evangeliums leuchten zu können. Allein die Schrift, die Gnade, der Glaube, allein Christus! lautet das Statut, das dieser bahnbrechenden Einsicht folgt.

Der Glaube ist stets gefordert, gemäß dieser Voraussetzung, den Gekreuzigten und Auferstandenen vor aller Welt bis auf ihren letzten Tag zu bekennen. Die Kernfrage des Reformators lautete: Woraus speist sich mein Glaube an den gnädigen Gott? Aus der Lehre der Kirche nicht. Es wiesen ihm den Weg, sich auf den lebendigen Herrn und sein Wort verlassen zu können, die notwendige Schritte zurück: Zurück zu den Quellen, zum Ursprung des Glaubens. Zurück zum Evangelium und seiner heilvollen Mitte. Nur das kann auch für unsere Kirche das Leitmotiv sein.

Plötzlich steht der Begriff „Rückschritt“ in einem positiven Licht, völlig schattenfrei. Luthers Erkenntnisse

¹ Hans Schwarz: Martin Luther – Einführung in Leben und Werk, Stuttgart, 1. Auflage 1995, S.189

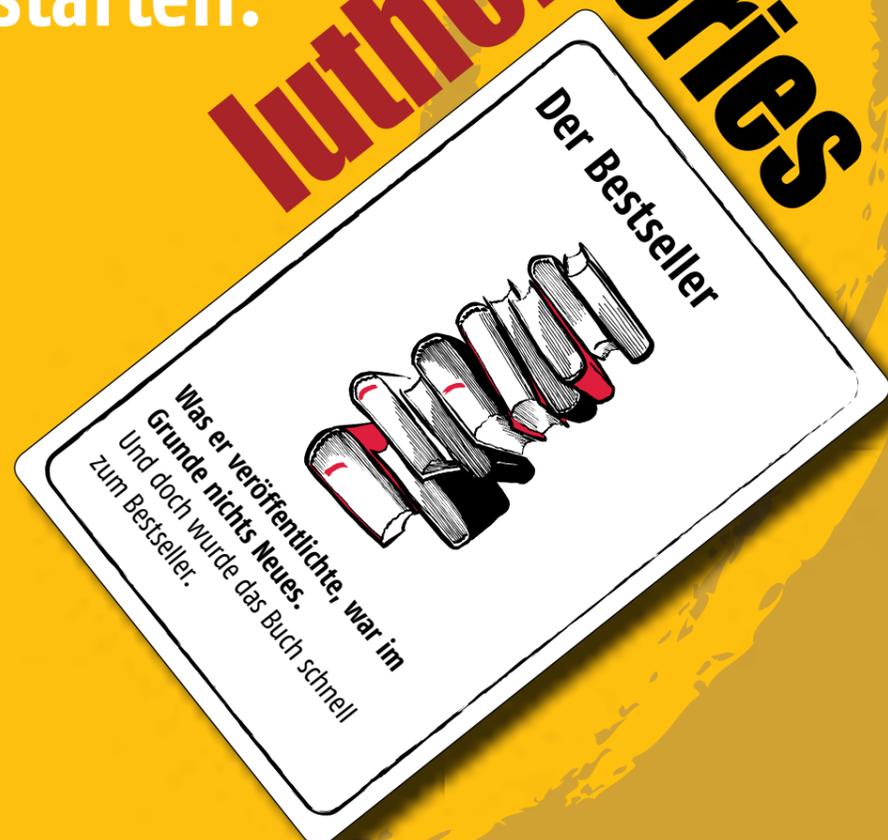
Rückschritt
hat einen
abwertenden
Klang, es
beinhaltet aber
auch die Chance
noch einmal
neu zu starten.

KATJA (53)

Rückschritt
ist dem Vergangenen
nachzutruern.

SEBASTIAN (23)

luther stories



NACHRICHT VON DER DEUTSCHEN SPRACHE, 2026 AD

Ulrike Almut Sandig

R

Berlin wenn es gelingt, bin ich ein Feld voller Raps, verstecke die Rehe und leuchte wie dreizehn Ölgemälde übereinander gelegt. wenn es jetzt schon gelingt, will ich Schaum sein vom Sirup irakischer Datteln, Würfel aus türkischem Honig, syrischer Lyrik, eine rundgeschliffene geometrische Form wie Kiesel, Wiesenblüten, Bonbonmund, sprichs aus: ich bin das Pidgin der schönen, schwarzlockigen, schweren Jungs, die ihre Rhymes austeilen in zärtlichen Bomben, gucksd: keiner fliegt hier in die Luft außer den Tauben. (wenn es nicht gelingt, will ich meine Sprache vergessen. je suis ein Feld voller Monokultur, erstick die Schlehen und drehe mich weg. je suis nicht mehr mein eigen Heimatland, jedoch) wenn es gelingt, werden wir, ihr alle und ich, zeitgleich ein Kinderlied reimen wie aus einem einzigen Mund voller Raps, wir werden ein fließender Leim sein auf weißem Papier. wir werden leicht sein und schwer. vor allem aber werden wir sein.

aus: ich bin ein Feld voller Raps verstecke die Rehe und leuchte wie dreizehn Ölgemälde übereinandergelegt, Schöffling & Co. August 2016.



MITGIFT

MITGIFT

Unter *Mitgift* werden traditionell Güter und Hausratsgegenstände verstanden, die von den Eltern einer Braut bezahlt und von dieser in die Ehe eingebracht werden; ein anderes Wort dafür lautet *Aussteuer*. Dem Wort *Mitgift* haftet heute vielfach etwas Antiquiert-Hausbackenes an: Wir denken an Geschirrtücher und Bettwäsche, an Einweckgläser und weiße, gestärkte Schürzen, an Dinge also, die inzwischen entweder aus der Mode gekommen sind oder sich so leicht und preiswert beschaffen lassen, dass ihre Verwendung als Starthilfe für eine Ehe die Grenze der Peinlichkeit berührt. Und doch ist es so, dass viele, gerade junge Eheleute bei der Gründung ihres gemeinsamen Hausstandes auch heute auf ökonomische Starthilfen angewiesen sind, an die sie sich später mit Dankbarkeit erinnern.

Das Reformationsjubiläum des Jahres 2017 wird allenthalben als Anlass dafür genommen, darüber nachzudenken, was uns ein 500 Jahre alter historischer Ereigniszusammenhang gegenwärtig noch bedeuten kann. Dabei geht es letztlich um die Frage, worin die noch heute zu Dankbarkeit veranlassende Starthilfe besteht, die vor einem halben Jahrtausend die protestantische Religionskultur ins Rollen gebracht hat. Man kann diese Frage auch so formulieren: Was ist die *Mitgift* der Reformation?

An dieser Stelle wird schon deutlich, dass sich der Begriff der *Mitgift* durchaus dazu eignet, über die Gegenwartsbedeutung der Wittenberger Reformation nachzudenken. Denn auch hier gibt es manches, das „aus der Mode gekommen“ ist, mit dem wir heute nichts mehr anfangen können und wollen. Zugleich freilich steht unsere Kirche nun einmal in einer Tradition, die ganz wesentlich auch durch den Wittenberger Augustinermönch begründet worden ist. Als denkende Christen sind wir daher dazu aufgefordert, uns reflektiert zu dem zu verhalten, was uns Luther und seine Zeitgenossen mitgegeben haben.

Dabei richtet sich unser Blick naturgemäß auf das, was in der theologischen Fachsprache als *Rechtfertigungslehre* bezeichnet wird. Die da-

mit verbundenen Einsichten begründen im Übrigen eine sehr grundsätzliche Differenz zwischen dem evangelischen Christentum und seiner römisch-katholischen Schwesterkonfession. Gerade in Zeiten einer oftmals unbedacht-naiven ökumenischen Begeisterung sollten wir uns vor Augen halten, dass unser Verständnis von christlicher Glaubensexistenz ohne ein auch gegenwärtiges Festhalten an Luthers dezidiert abwendung von der Papstkirche hinfällig wäre.

**Man kann diese Frage auch so formulieren:
Was ist die *Mitgift* der Reformation?**

Aber der Reihe nach. Um zu verstehen, was im Horizont des in der Reformation verwurzelten Christentums mit Rechtfertigung gemeint ist, muss zunächst Luthers religiöse Krise verdeutlicht werden. Als skrupulöser Mönch ging der spätere Reformator davon aus, dass die von ihm erstrebte Heilserlangung daran hängt, dass der Christ aus reiner Gottesliebe im Rahmen seines Handelns in dieser Welt seinen Nächsten nur Gutes tut. Die feste Absicht, diesem Anspruch gerecht zu werden, führte Luther auf eine zweifache Einsicht. Er wurde zum einen aufmerksam auf die „Schattenseite“ der sogenannten guten Werke. Sie besteht darin, dass der Mensch beim Tun des Guten letztlich von dem Bemühen um die Erlangung, Sicherung und Steigerung des eigenen Gnadenstandes geleitet ist. Solange er anderen Gutes tut, um Gott zu gefallen, ist seine Gottesliebe also durch Heilsegoismus vergiftet und deshalb gerade keine wahre *Gottes-*, sondern lediglich *Selbstliebe* – und damit Sünde. Neben diese motivational begründete Unfähigkeit, die eigene Heilserlangung zu bewerkstelligen, trat, zweitens, ein materiales Problem. Denn auch wenn der Mensch die guten Werke tatsächlich aus reiner Gottesliebe tun würde, könnte er niemals sicher sein, ob sie wirklich ausreichen, um dem göttlichen Maximalanspruch gerecht zu werden.

Das Ergebnis dieser Überlegungen ließ Luther verzweifeln: Der sich um seine Heilserlan-



Prof. Dr. Rochus Leonhardt
Theologische Fakultät Leipzig



gung bemühende Mensch bringt faktisch nicht mehr zustande, als aus einer sündigen Motivation heraus zu handeln, dabei und auch in materialer Hinsicht weniger Gutes zu tun, als Gott eigentlich von ihm erwartet. Statt der Heilsgewissheit, die Luther gesucht hatte, stellte sich aufgrund seiner realistischen Einschätzung der menschlichen Möglichkeiten die Gewissheit der eigenen Verwerfung ein.

Die Verzweiflung der Verwerfungsgewissheit konnte Luther aber schließlich überwinden. Seine Beschäftigung mit der Heiligen Schrift führte ihn zu der Erkenntnis, dass sich der biblische Begriff der Gerechtigkeit Gottes von dem zwischenmenschlichen Gerechtigkeitsbegriff unterscheidet. Im zwischenmenschlichen Bereich besteht Gerechtigkeit darin, dass jeder erhält, was ihm aufgrund seiner durch Leistung erworbenen Ansprüche zusteht. Nach biblischem Verständnis bedeutet ‚Gerechtigkeit Gottes‘ dagegen gerade nicht, dass der (unüberwindbar unvollkommene) Mensch am Maßstab der göttlichen Vollkommenheit gemessen wird. Bezeichnet wird damit vielmehr die barmherzig-gnädige Annahme des Menschen, der angesichts und trotz seiner Unfähigkeit zur vollumfänglichen Befolgung der Forderungen Gottes von diesem gerechtfertigt, also als gerecht (und damit als heilswürdig) betrachtet wird.

Der glaubende Mensch ist von der Gewissheit getragen, dass in Gottes Augen seine Heilswürdigkeit nicht daran hängt, dass er in seinem innerweltlichen Handeln alle göttlichen Gebote vollumfänglich erfüllt hat.

Diese Gerechtigkeit Gottes im biblischen Verständnis ist nun nach Luther in Person und Werk Jesu Christi deutlich geworden. Christus hat Gottes Willen umfassend erfüllt, hat er doch in seinem Leben jene vollständige Ausrichtung der gesamten Existenz auf Gott verwirklicht, die eigentlich allen Menschen abverlangt ist. Dennoch hat er durch seinen Tod am Kreuz den Zorn Gottes erfahren. Damit hat er stellvertretend jene Strafe auf sich genommen, die eigentlich alle Menschen verdient hätten, weil sie gerade nicht dazu der Lage sind, die Voraussetzungen für die Heilserlangung aus eigener Kraft zu erfüllen.

Entscheidend ist nun: Wer die in Jesus Christus deutlich gewordenen Gerechtigkeit Gottes auf die eigene Existenz bezieht, wird vom zuvor empfundenen Zwang entlastet, durch Bemühungen um einen gottgefälligen Lebenswandel zur eigenen Rechtfertigung gegenüber Gott beizutragen. Er kann vielmehr darauf vertrauen, dass er von Gott nicht bei seiner notorischen Unvollkommenheit behaftet wird. Denn er ist nun sicher, dass ihm – trotz seiner Unfähigkeit zur umfassenden Ausrichtung auf Gott – um Christi willen seine Sünden nicht angerechnet werden

und er insofern von Christi Gerechtigkeit ‚profitiert‘. Dieses Vertrauen, das sichere Bewusstsein der geschenkten Heilswürdigkeit, ist der Glaube.

Blicken wir zurück auf Luthers oben beschriebene zweifache Einsicht, die ihn in die Verzweiflung der Verwerfungsgewissheit geführt hatte, so zeigt sich zunächst: Die „Schattenseite“ der guten Werke gibt es nicht mehr. Denn der glaubende Mensch reflektiert beim Tun des Guten nicht mehr darauf, dass seine Taten durch Gott als Eigenleistung zur Heilserlangung verbucht werden. Er will sich Gottes Wohlwollen nicht mehr durch Werke „erkaufen“, weil er aus der Gewissheit lebt und handelt, dass ihm dieses göttliche Wohlwollen durch Christus immer schon zugesagt ist. Weiter ist deutlich: An der Tatsache, dass der Mensch in materialer Hinsicht nie genug tun kann, um dem göttlichen Maximalanspruch vollumfänglich gerecht zu werden, ändert sich grundsätzlich nichts. Diese Einsicht muss ihn freilich jetzt nicht mehr beunruhigen. Denn der glaubende Mensch ist von der Gewissheit getragen, dass in Gottes Augen seine Heilswürdigkeit nicht daran hängt, dass er in seinem innerweltlichen Handeln alle göttlichen Gebote vollumfänglich erfüllt hat. Der Glaube an die im Christugeschehen verbürgte Gratis-Rechtfertigung führt den Menschen insofern zu einer Akzeptanz der eigenen Unvollkommenheit, denn er kann nun sicher

sein, dass er von Gott nicht darauf reduziert wird, was er zu leisten vermag.

Allerdings hat diese befreiende Einsicht auch Auswirkungen auf die Handlungswirklichkeit des Menschen. Denn der Gerechtfertigte wird nun gute Werke tun, die diesen Namen wirklich verdienen. Das ergibt sich daraus, dass der Glaubende seine Dankbarkeit, die er Gott gegenüber dafür empfindet, dass er ihn kontrafaktisch als Gerechten betrachtet, nun mit derselben Naturnotwendigkeit in Handlungen der Nächstenliebe übersetzt, mit der ein guter Baum gute Früchte bringt. Es ist also nicht der (ohnehin schon immer höchst vollkommene) Gott, dem wir gute Werke schulden, sondern der bedürftige Nächste, dem wir, „gezwungen“ durch unsere Dankbarkeit für Gottes Gnade, in freiem Gehorsam dienen.

Und hier kommt die Kirche ins Spiel. Die Aufgabe der kirchlichen Verkündigung besteht darin, den Geschenkcharakter der Christusgnade in Wort und Sakrament zu vergegenwärtigen. Es geht, anders formuliert, darum, den Glaubenden mit Christus zusammenzubringen. Es

Die ‚Mitgift der Reformation‘ ist also durchaus vergleichbar mit einer Mitgift im traditionell-lebensweltlichen Sinn: Sie hilft uns beim Aufbau einer eigenen Glaubensexistenz, und dafür sind wir dankbar.

ist aber nicht Sache der Kirche, sich darüber hinaus zwischen den Glaubenden und Christus zu stellen und den Zugang zum Christusheil mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sichtbar-irdischen Institution zu verbinden. In einer Kirche, in der die Christusverkündigung mit dem Anspruch verbunden wird, den einzig legitimen Lebensraum freien Christusgehorsams zu bilden, herrscht, so hat es Luther immer wieder betont, gerade nicht Christus selbst, sondern dessen Widersacher, der Antichrist. Der Theologe Friedrich Schleiermacher hat vor etwa 200 Jahren die sich aus dieser Grunddifferenz im Kirchenverständnis ergebende Unterscheidung zwischen Protestantismus und Katholizismus mit Formulierungen auf den Punkt gebracht, die meines Erachtens auch heute im Grundsatz noch richtig sind. Schleiermacher räumte zwar ein, dass der Katholizismus die von Luther kritisierte Rechtfertigung auch durch Werke überwiegend nicht mehr lehrt. Aber es gehört zum Prinzip des Katholizismus, dass er Gehorsam gegen die Kirche fordert. Im Protestantismus dagegen „wissen wir nichts von einem Gehorsam gegen die Kirche, sondern diese ist der Ort unseres gemeinsamen Gehorsams gegen Christum selbst. Hieraus folgt von selbst, dass alles, was als Vorschrift aufgestellt werden soll für das christliche Leben, nur von Christo und aus der Schrift abgeleitet werden kann *aber auch daß alle diese Vorstellungen* für jeden nur in so fern verbindlich sind, als er die Überzeugung hat, *das sei recht* aus der Schrift abgeleitet. *An die Stelle von dieser tritt in der katholischen Kirche überall bei den Laien der Gehorsam gegen die Kirche und das Berufen auf kirchliche Autorität*“.¹ Die Kirche Christi im Sinne der Reformation ist also eine Gemeinschaft von Gleichen, in der jeder einzelne dazu befreit und aufgefordert ist, sich über die Bedeutung der Rechtfertigungsbotschaft für das eigene Leben klar zu werden.

All dies hat nun, so denke ich, durchaus Mitgiftcharakter; es bietet eine religiöse Starthilfe für die evangelische Glaubensexistenz – jedenfalls für diejenigen, die die reformatorischen Einsichten auf das eigene Gottesverhältnis beziehen.

Darüber hinaus hat uns Luther und hat uns die Reformation des 16. Jahrhunderts natürlich auch jede Menge Dinge überliefert, an die wir uns nicht direkt mit Dankbarkeit erinnern, sondern denen wir eher skeptisch oder sogar vehement ablehnend gegenüberstehen. Hierzu gehören für viele Christinnen und Christen die dogmatischen Verfestigungen der reformatorischen Theologie, insbesondere ein allzu unbedachtes Beharren auf einem vormodernen Verständnis der Schriftautorität. In besonderer Weise irritierend ist aus heutiger Sicht Luthers vielfach belegte Unduldsamkeit gegenüber Andersdenkenden. Dabei ist vor allem an seine hasserfüllten späten Äußerungen über die Juden zu denken, Formulierungen, die in der Nazizeit zur ideologischen Begründung eines eliminativen Antisemitismus herangezogen wurden.

Die „Mitgift der Reformation“ ist also durchaus vergleichbar mit einer Mitgift im traditionell-lebensweltlichen Sinn: Sie hilft uns beim Aufbau einer eigenen Glaubensexistenz, und dafür sind wir dankbar – auch wenn wir heute nicht mehr für alle Bestandteile dieses Gesamtpekets dieselbe Wertschätzung aufbringen.

¹ Friedrich Schleiermacher: Christliche Sittenlehre (Vorlesung im Wintersemester 1826/27). Nach größtenteils unveröffentlichten Hörernachschriften und nach teilweise unveröffentlichten Manuskripten herausgegeben und eingeleitet von Hermann Peiter, Band 1: Hörernachschriften, Münster 2011 (Theologie: Forschung und Wissenschaft 32), S.36



AUS DEM BERGWERK. DREI SÄTZE MARTIN LUTHERS (AUSZUG)

Christian Lehnert

„Wie geschah mir? Ich erschrock ein mal fur dem sacrament, das Doctor Staupiz zu Isleben in der procession trug corporis Christi.“

„Ich sah im Metall das Licht:
Anwesendes,
ich fühlte es atmen,
einen Körper unter blanken Strahlen
der Monstranz:
Gott,
wo du bist, ist nichts,
gleißende Helle, die sich entfernt,
indem sie näher kommt,
und plötzlich liegt auf meiner Hand eine braune Kastanie,
voll Gott,
und die kahlen Zweige flirren, graue Zungenspitzen,
voll Gott,
das Pflaster, die Mauern,
voll Gott, und ich singe vor mich hin
ohne Stimme,
habe den Sinn verloren, kann nicht einmal mehr
stolpern, halle
und wiederhole mich, halle,
Gott, voll Gott,
wo du bist, ist nichts,
denn Martin läuft in der Prozession,
voll Gott, da bin ich nicht
Martin,
ist die Zukunft leer von mir,
ist die Mutter mein Schatten, und jetzt
sieht er,
blinzelnde Monstranz,
im langsamen Gehen
Gottes, wie eine Fledermaus im Steilflug
schreit, unhörbar, und stürzt sich in die blendende Nacht,
nach Gehör in die Tiefe,
Martin,
hallende Monstranz,
voll Gott und Echos und Gott,
da war es nah,
wie Gehör, wie Gesicht, war es nah,
wie die Sekunde Stille vor einem Blitzschlag, Erbleichen
und Erröten:
der Gott,
das“

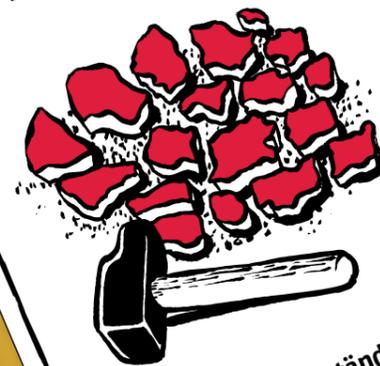
Textauszug aus: Christian Lehnert, "Aus dem Bergwerk", in: ders., Windzüge. Gedichte.
© Suhrkamp Verlag, Berlin 2015. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

Die Mitgift, die ich von meinen Eltern
bekommen habe, **das ist Literatur.**

JALAL (26)

luther stories

Das Wappen



In regelmäßigen Abständen wird
sein Wappen systematisch zerstört –
bis heute.

M

Für mich ist jede Art von Geschenk
eine Mitgift, etwas, **was man einem
anderen weitergibt.**

SARAH (20)

Ein anstrengender Tag liegt hinter uns. Das Geschäft forderte wieder mal unseren vollen Einsatz. Zuerst die Trauergesellschaft, dann der 80. Geburtstag, die Pensionsgäste haben noch ein Anliegen und wieder klingelt das Telefon, die Vorbereitung der nächsten Ausstellung, später im Büro die Beantwortung der Buchungs- und Reservierungsanfragen per Mail.

Diese ständige Anspannung, dieser ständig neue Kampf, den Alltag zu bewältigen und nun auch noch darüber diesen Artikel zu schreiben, ist eigentlich unmöglich. Nach langem inneren Aufstand entdecken wir plötzlich eine Chance darin für uns. Der Blick zum Küchenfensterbrett. Da steht's: „Er gibt den Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden.“

lie ein Geburtstagskaffeetrinken im Garten durchführen zu können.

Die Familie hatte sich vergrößert. Mit unseren vier Kindern und ihren Familien und der Familie meines Bruders ergab sich eine stattliche Größe von 30 Personen. Seit der Wende 1989/90, dem Tod der Eltern und noch anderer einschneidender Familiengeschichte, gab es nur spärlichen Zugang zum heimatlichen Elternhaus.

Unter der Intention der Zusammenkunft, sich zu erinnern, Abschied zu nehmen, zu verändern und zu gestalten, erlebten wir alle Erstaunliches.

**Unter der Intention der Zusammenkunft, sich zu erinnern,
Abschied zu nehmen, zu verändern und zu gestalten,
erlebten wir alle Erstaunliches.**

In uns setzt ein intensives Nachdenken über unsere bisherige Lebenszeit ein. Ganz selbstverständlich führen uns Ereignisse, Erlebnisse, Begegnungen und sehr persönliche Beziehungen zu den Ursprüngen von Kindheit, Jugendzeit und Erwachsenwerden zurück. Aus Gründen persönlicher und gemeinsamer Schilderungen wechselt der Schreibstil ab und an.

Zu einem runden Geburtstag waren wir wieder da, in der Dorfkirche meiner Kindheit und Jugendzeit. Ich wurde in ihr getauft und erlebte in der Kirche den letzten Einschulungsgottesdienst unter Einbeziehung der gesamten Lehrerschaft. Auf dem Konfirmationsfoto von 1961 vor der Kirche fehlten einige Mitschüler, die massive staatliche Werbekampagne zur Jugendweihe hatte gerade begonnen.

An meinen Bruder, der das elterliche Haus jetzt bewohnt, richteten wir im vergangenen Sommer die Bitte, mit der gesamten Fami-

Verständnis füreinander und ein rücksichtsvoller Umgang miteinander wurden wahrgenommen. Distanz wick und Nähe ermöglichte neue Kontaktaufnahme.

Durch den gemeinsamen und sehr bewussten Gang in die Heimatkirche, wurden ganz im Hinteren der Schublade schlummernde Erinnerungen wieder wach. Menschen vor uns haben Spuren hinterlassen. Oft haben wir den Eindruck, dass uns einzeln und kollektiv Vergessen verordnet wird. Demokratie hat ohne die Freiheit des Erinnerns keine Chance.

Durch die Nähe meines Heimatortes zu den Wirkungsstätten von Martin Luther habe ich bleibende Erinnerungen an die Stadt Wittenberg und dadurch auch Impulse bekommen für die spätere Auseinandersetzung mit inhaltlichen Aussagen.

Auf unserem Lebensweg begleitet uns die bewusste Entscheidung für den christlichen



ALLTAG



**Christina und
Wolfgang Lehmann**
Lehmans Café Chemnitz

Glauben und den Dienst am Nächsten. Die Frage nach der Gerechtigkeit und dem gerechten Tun in unserer Welt ist uns wichtig. Dies auch im Glauben und in persönlicher Verantwortung zu bekennen, ist ein fest verwurzelt Anliegen.

Auf unserem Lebensweg begleitet uns die bewusste Entscheidung für den christlichen Glauben und den Dienst am Nächsten.

Das ist wie Reformation, das ist kein abgeschlossener Vorgang, sondern ein fortdauernder Prozess. Durch wachen Verstand und offene Augen kam es immer zu Veränderungen in unserem Leben.

Wenn wir uns erinnern, kommen wir nicht an der eigenen Familie vorbei. Unsere Kinder wurden geboren, wir lernten und studierten und wir waren jung, neugierig, interessiert und immer in Aktion, vor allem in der Evangelischen Studentengemeinde. Dort erhielten wir ein starkes glaubensmäßiges Fundament. In ihr erlebten wir eine tragende Gemeinschaft.

Die Bergpredigt war für uns kein Heimatroman, sondern eine Auseinandersetzung mit der religiösen, privaten und politischen Existenz in einer Einheit. Menschsein als Individuum in seiner Unteilbarkeit, ganz im wortwörtlichen Sinne.

Es ging uns um Parteilichkeit und Verbindlichkeit, auch ein wenig um Anstößigkeit und Provokation. Wir wollten auf Dauer nicht schizophoren werden, nicht im betrieblichen, gesellschaftlichen Leben und schon gar nicht im privaten, kirchengemeindlichen Leben.

Wir lasen Dürrenmatt, Frisch, Grass, Lenz, Camus und Sartre, Marcuse, Aitmanow, Rasputin, Bobrowski, Heym, Kunze, Böll, Sölle und Orwell. Wir beschäftigten uns mit der Familienkonferenz, Psychologie der Transaktionsanalyse, einem besseren Sozialismus, den Grenzen des Wachstums (Club of Rome) mit Franz Alt und natürlich mit Theologie und dem Dauerthema „Licht in dieser orientierungslosen Welt zu sein“. Wir hörten Gerhard Schöne, Bettina Wegner, Lindenberg, Grönemaier, Elvis, Rolling Stones, natürlich die Beatles, Bob Dylan, Joe Cocker, die Renft Combo, Karate, Modern Soul und Joan Baez, manchmal auch Biermann. Wir gestalteten Kirchentagskongresse mit und genossen das Leben, umgeben von vielen lieben Freunden auch dem Staatssicherheitsdienst der DDR und „unserer“ Mauer. Glaubten wir, dass sie für immer Bestand hätte?

Nach unseren beruflichen Ausbildungen als Dipl.-Ingenieur und Kosmetikerin arbeiteten wir 17 Jahre in VE-Betrieben. Meine Frau im VEB Charmant, ich im VEB Haushaltgeräte (Foron). Die Arbeitssituation war unbefriedigend, zumal, wie sich später bestätigte, eine Rundumüberwachung verbunden mit zwei konspirativen Wohnungsdurchsuchungen stattfanden.

Wer kennt nicht den Gedanken der Sinnlosigkeit seines Tuns? Man erfüllt eine Aufgabe, investiert viel Zeit und Herzblut – und dann soll alles für den Papierkorb gewesen sein. Für was und für wen kämpft man sich ab? Bin ich noch am richtigen Ort?

Das Gefühl von Vergeblichkeit hatte uns gelähmt, es hat uns aber auch zum Nachdenken gebracht. Was könnte unsere Aufgabe sein? Was würde uns Spaß machen?

Wir hatten vier prächtige Kinder, einen Ausweis als kinderreiche Familie, einen roten Skoda, einen geborgten Anhänger und 6000 Mark auf dem Konto. Ein halbes Jahr Arbeitspause, da hatten wir viel Zeit zum Überlegen, zum Rummucken, zum gedanklichen Rumschweben. Wir waren um die 40 – 1985.

Waren Veränderungen noch möglich? Alles hinschmeißen, was ganz anderes machen, nicht ausreisen, hier bleiben? Lethargie und Stagnation waren vorherrschend zu dieser Zeit in der DDR.

Plötzlich standen wir vor diesem Haus. Es hätte auch ein anders Haus sein können. Viele standen zu der Zeit zur Auswahl, aber wir hatten nur diese 6000 Mark. Wir kauften keinen Farbfernseher, sondern das 120-jährige Haus für 4950 Mark von einer 16-köpfigen Erbgemeinschaft.

Mit guten Freunden waren wir im Gespräch. Das gab Sicherheit und mobilisierte unsere Kräfte. Kräfte und einen festen Halt brauchten wir. Den gab uns immer wieder der Psalm 127: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Solche Mut machenden Worte braucht man, auch solch einen Wunsch aus dem Munde seiner lieben Frau.

Betriebliche Gesprächsprotokolle aus dem Jahr 1988, mit dem Kaderdirektor, dem Generaldirektor, dem Fachdirektor, dem Parteisekretär und der Gewerkschaft belegen, wie schwer sich die Betriebsleitung tat, uns in die private, selbständige Unternehmertätigkeit gehen zu lassen. Wir wechselten die Seiten im doppelten Sinne. Von der sozialistischen Volkswirtschaft auf die Seite der sozialen Marktwirtschaft. Von dem Mitarbeiter- und Angestelltenverhältnis auf die private Unternehmerseite mit Eigenständigkeit und Eigenverantwortung.

Am 11. Mai 1988 eröffneten wir nach zweieinhalbjähriger harter Bauzeit in Eigenleistung mit Freunden und der Familie unser Café, mit dem noch heute bestehenden Namen „Lehmanns Café“ Galerie – Gasthaus – Pension.

Neue Herausforderungen kamen auf uns zu. Plötzlich waren wir verantwortlich für das Wohlbefinden unserer

Mitarbeiter und deren Familien. Ungeübte Investitionssummen mit hohem Risiko für uns mussten verwaltet werden. Die Gestaltung des gesamten Betriebsprozesses war eine lohnenswerte, schöne Aufgabe, der wir uns mit vollem persönlichem Einsatz stellten.

Viel Freude am Leben und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, der immer wieder alles neu und gut werden lässt, das erfahren wir, auch jetzt nach 28 Betriebsjahren noch immer.

Der Weg Gottes mit uns ist noch nicht zu Ende. Wenn Gott uns, wohin auch immer, gut führen will, braucht er kräftige Arme und Argumente. Aber die hat er wohl!

Das Kirchenjahr mit seinen Festen gab unserem Familienleben schon immer eine Struktur und seinen Rhythmus. Und so ist es auch heute noch mit unserem Cafébetrieb. Das morgendliche Frühstück mit der Andacht ist fester Bestandteil unseres Alltags.

Als Quereinsteiger sind wir hineingewachsen und hören Geschichten von Menschen, die unsere Gäste sind. Menschen, die zu Veranstaltungen kommen, die bei uns feiern, Taufe, Geburtstag, Hochzeit Konfirmation und Jugendweihe, Betriebsfeiern und Trauerfeiern, oft parallel, natürlich in getrennten Räumen. Auf Wunder haben wir nicht gewartet, aber um Kraft für jeden Tag haben wir gebetet, um immer kleine, überschaubare Schritte gehen zu können.

Ständig wechselnde Ausstellungen, Konzerte, Lesungen und Vorträge zu aktuellen interessanten Themen waren von Beginn an Bestandteil des Cafékonzeptes und sind es bis zum heutigen Tag. Als Mitinitiatoren der Tage der jüdischen Kultur in Chemnitz sind wir seit 26 Jahren Veranstaltungsort mehrerer Kulturhöhepunkte. An den Interkulturellen Wochen beteiligen wir uns regelmäßig mit Impulsvorträgen und Gesprächsabenden. Über lange Zeit gestalteten wir in unserem Café gemeinsam mit der Dietrich-Bonhoeffer-Kirchgemeinde „Bonhoeffers Abendschoppen“, eine Reihe offener

Abende mit Vorträgen und Diskussionen. Und wo waren wir am 9. November 1989? – In unserem Café konstituierte sich gerade an diesem Abend eine Bürgerinitiative „Pädagogik“, die sich mit Reformen des Bildungswesens beschäftigen wollte.

Bei alledem wäre es naiv zu glauben, dass alles glatt geht. Eine selbstverständliche Zugabe zum Leben sind Schwierigkeiten, Niederlagen, Misserfolge, Rückschläge.

Das brauchen wir, um zu wachsen und zu reifen.

Die Wahrheit sagt man sich nicht selbst, sie wird einem gesagt.

Oft streikte das Herz gegen den Verstand. Familie und Freunde hatten oft den Mut, uns die Wahrheit in Liebe zu sagen. Die Wahrheit sagt man sich nicht selbst, sie wird einem gesagt.

Freundschaften sind für unser Leben sehr wichtig, Sie sind die schönsten, schwierigsten, riskantesten, erwartungsvollsten Erlebnisse in unserem Leben.

Dankbarkeit und Phantasie sind erforderlich, um zum rechten Zeitpunkt in Güte abzugeben und loszulassen.

Mit dem Alter verlieren wir die Angst, wir könnten im Leben etwas versäumen. Es hat sich verlagert. Nicht mehr was ich mir wünsche, ist vordergründig, sondern was ich wirklich brauche für den Alltag.

UND WENN ER NICHT GESTORBEN IST ...

Eva Prase

Seit neun Jahren ist T. tot. Dennoch bekommt er häufig Post und erscheint nahezu täglich. Er lebt – in einer Zwischenwelt. Ein Erfahrungsbericht.

Chemnitz – T. ist zum „exklusiven Moonlight-Shopping“ geladen. Das findet außerhalb der regulären Öffnungszeiten statt. T. sei einer der treuesten Kunden, schreibt der Marktleiter, der T. mitten in der Nacht zum Einkauf verleiten will. Damit das Einkaufserlebnis große Freude bereitet, gibt es zehnfach Payback-Punkte, und es ist eine Foto-Aktion mit passendem Styling geplant. Mit dem Foto könnte T. sich dann eine Grußkarte selbst gestalten und sofort mitnehmen. Zu dem nächtlichen Fest, das in Leipzig stattfinden soll, darf T. noch jemanden mitbringen. Mich zum Beispiel. Ich bin seine Witwe. T. ist mein Mann. War mein Mann. Neun Jahre ist es her, dass er gestorben ist. Doch er lebt weiter, auf verschiedene Weise, die ich mir manchmal zu erklären versuche. Aber ich finde keine rationale Antwort. Ich trage selbst dazu bei, dass T. im Computersystem dieses Marktes noch „lebt“. Der Markt war sein Lieblingsdrogeriemarkt. Die Rabattkarte löschen zu lassen, wäre technisch gesehen ein Leichtes. Doch ich bringe es emotional nicht fertig.

T. wird auch noch als Kunde unserer Hausratversicherung und als Mitglied einer Vereinigung von Wissenschaftlern geführt. Ich bin müde geworden, darauf zu drängen, den Namen von T. zu entfernen. Es stört mich nicht, wenn er nicht gelöscht wird. Die Erinnerung an T., die mit der Post an ihn immer ausgelöst wird, ist schön, tut gut.

Einmal im Monat liegen, an Dr. T. adressiert, die „Media Perspektiven“ im Briefkasten. Das ist die Mitgliederzeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Publizistik. Sie informiert über die neuesten Trends der Medienbranche. „Internetnutzung: Frequenz und Vielfalt nehmen in allen Altersgruppen zu“, lese ich eine Schlagzeile. Ich bemühe mich zu erinnern, wie stark T. das Internet seinerzeit genutzt hat und nutzen konnte. Der Versuch führt nicht ins Leere, sondern endet auch dieses Mal damit, dass ich T. in die Gegenwart beamten möchte. Medientechnisch war er – ganz anders als ich – immer auf dem neuesten Stand. Wie wäre er heute vernetzt? Wäre T. bei Facebook? Würde er twittern?

Es sind Wünsche und Sehnsüchte, die mich hindern, T. aktiv und mit dem nötigen Nachdruck aus den Dateien entfernen zu lassen.

Ein einfacher Anruf reicht nicht, ich müsste zum wiederholten Mal die Sterbeurkunde versenden. Dazu bin ich – nicht aufgelegt. Manchmal empfinde ich auch, dass sich hinter diesem Widerwillen mehr verbirgt. Dass es eben nicht nur meine Wünsche, Sehnsüchte sind, die mich hindern. Sondern es ist auch der Gedanke, T. könnte sich freuen, dass ich dieses und jenes belassen habe. Ich stelle mir vor, er komme zurück und stellte fest, was sich in der Welt verändert oder eben nicht verändert hat.

Was fällt einem Menschen auf, der fast zehn Jahre weg war? Absurder Gedanke. Aber ich spiele mit ihm, weil er für mich Sinn hat. Er hat Sinn, weil er tröstet. T. würde sich freuen über den Weg, den wir gegangen sind, seit er starb. Er würde glücklich sein mit seinem Enkel, der seinen Namen trägt. Er würde ihm vorlesen, „Pünktchen und Anton“ von Erich Kästner. Und er würde Comics anschauen. Die „Simpsons“ und „Das Mosaik“. Er würde sich freuen über seine Tochter und ihre junge Familie. Er würde sich freuen, dass Haus und Hof noch unverändert sind, vieles noch am alten Platz steht. Auf diese Weise denke ich sein Leben fort. Was würde er sagen, sähe er seine Mutter, die jetzt zwar sehr gebrechlich ist, aber bald doppelt so alt wie er, als er sterben musste? Was würde er sagen zu dieser Ungerechtigkeit des Lebens? Diesen Gedanken schiebe ich beiseite.

Jeder soll so an seine Toten erinnern, wie er mag. Es gibt da kein Richtig oder Falsch.

Manchmal surfe ich im Internet, suche seinen Namen. Es finden sich etliche Einträge, Hinweise auf Bücher, die er geschrieben hat. Es sind nicht weniger, sondern mehr Einträge geworden, seit er gestorben ist. Aber letztens war ich etwas enttäuscht, als ich den Nachruf nicht mehr fand, den ein Kollege geschrieben hatte. Dabei war das vorhersehbar: Nach Jahren hatte das Institut, an dem T. wirkte, seinen Internetauftritt verändert. Damit ging der Nachruf verloren und auch ein Bild.

Ich könnte jetzt ein Porträtfoto von ihm ins Internet stellen, einen Stern nach ihm benennen und ihn auf einem Online-Friedhof verewigen. Das wäre leicht möglich, und die virtuelle Grabpflege wäre auch kein Problem. Es sind Buttons eingerichtet, die man nur anklicken muss. „Gedenkerze anzünden“, „Kondolenzbuch“, „Gedenkstätte weiterempfehlen“, „Bei Änderungen benachrichtigen“ und „Gedenkstätte auf virtuellem Friedhof anzeigen“. Doch so, wie mich etwas zurückhält, mit Nachdruck die Post an T. zu unterbinden, so hält mich auch etwas zurück, neue, dauerhafte Zeichen für T. zu setzen. Es geschieht, was geschieht. Das ist viel. Mehr braucht es nicht, denke ich.

Jeder soll so an seine Toten erinnern, wie er mag. Es gibt da kein Richtig oder Falsch. Doch ich trauere nicht virtuell, sondern gehe auf den realen Friedhof, wo Erde zu Erde wird, Asche zu Asche, Staub zu Staub. Im Frühjahr blühen die Tulpen, die Lieblingsblumen von T. Im Sommer pflanze ich Gottesaugen, jedes Jahr neu. Ein Ritual. Rot blühend stehen sie in schönem Kontrast zum nüchternen schwarzen Grabstein. Im Herbst und Winter – einfaches

Reisig und ein Kranz, den meine Freundin bindet. Zweige mit roten Beeren, die die Vögel fressen.

Als ich letztens das Grab schmückte, sollte es schnell gehen, weil die Dunkelheit hereinbrach. Ich hastete, rupfte die verblühten Gottesaugen heraus. Zack, zack. Bis T. mir zu sagen schien: „Kannst Du Dir nicht ein bisschen mehr Zeit für mich nehmen?“

Ich setzte mich, nachdem ich fertig war, noch auf die Bank vor dem Grab. Zwei Minuten, dann ging ich.

Im Gehen betrachtete ich die Gräber ringsum und dachte, wie so oft, dass T. das schönste Grab hat. Das ist Unsinn, ich weiß. Wahrscheinlich denken alle, die das Grab eines nahen Angehörigen pflegen, diese Ruhestätte sei die schönste.

Ruhe. Wenn die Ruhe am größten ist, erscheint T. Im Schlaf, im Traum. Das geschieht nicht oft. Nein. Es geschieht sogar sehr selten. In den zehn Jahren träumte ich fünf Mal von T. Doch es sind andere Träume, die ich erlebt habe. Wenn ich sonst flüchtig während des Aufwachens irgendetwas träume, kann ich den Inhalt kurz darauf schon nicht mehr sagen. Doch die Träume, in denen T. erscheint, vergesse ich nicht. Sie sind leibhaftiger.

T. hatte eine unheilbare Krankheit. Die fünf Monate zwischen der Diagnose und seinem Todestag waren – nu ja – traumatisch? Egal. Ich träumte jedenfalls, dass wir ein normales Leben leben, in dem T. zwar sehr krank war, aber in Remission ist, wie Mediziner sagen würden. Hoffnungsgespinnste. Bei T. bestand nie die Chance auf eine Remission.

Nach dem Aufwachen suchte ich Augenblicke lang, länger als bei „normalen“ Träumen nach Orientierung. Ich empfand Enttäuschung, war aber gleichzeitig froh, dass T. auf so intensive Weise erschienen war.

Der jüngste Traum war noch schöner. Nein, er war richtig schön. Schön, weil er von Anfang an nicht vorgaukelte, dass sich T. noch in dieser Welt befindet. Ich träumte von einer Zwischenwelt, in der er nun ist. Der Traum nannte mir das Wort „Zwischenwelt“, ohne eine konkrete Vorstellung zu liefern, abgesehen von der, dass es sich passabel drin lebt. Nicht jeder, so erfuhr ich im Traum, hat Eintritt in diese Zwischenwelt. Man muss eine Reihe von Kriterien erfüllen, die standen auf einer Liste. Dahinter „erfüllt“ und „nicht erfüllt“, und mein Name. Ich habe alle Kriterien für den Eintritt in die Zwischenwelt erfüllt. Das Problem ist nur, dass ich die Kriterien an sich nicht lesen konnte.

Naiv? Skurril? Ich denke, es ist einfach nur ein menschlicher Traum. Der vom ewigen Leben.

A

Alltag ist immer weniger.

TOBIAS (41)

Luther stories



Es ist schwierig, den Alltag so zu gestalten, dass sich jeden Tag neue Reize ergeben.
Alexander (32)

Alltag ist das Kennzeichen eines Lebens im Hier und Jetzt.

KATJA (53)

O MARTIN LUTHER!

Stephan Brenner

Sie mag ihren Playmobil-Luther und schätzt seine Gesellschaft. Meine vierjährige Enkelin stellt ihn gern vor sich hin, zum Beispiel auf den Abendbrotisch. Mit der aufgeschlagenen Bibel in der einen und einer großen Schreibfeder in der anderen Hand scheint er zu sagen: „Hier stehe ich ...“

Doch von einer andächtigen und ehrfurchtsvollen Denkmal-Stimmung kann kaum die Rede sein. Zwischen Butterdose und Käseschnitte geht es mitunter ziemlich turbulent zu. Und das übersteht die kleine Figur keineswegs immer aufrecht. Sie kippt bäuchlings um und kommt neben Teller und Teepott zu liegen. So richtig standfest ist der Plastik-Reformator wohl eher nicht.

Lange liegt er aber nicht so da. Wilhelmine widmet sich ihm mit vollem Mund. Es ist eine Mischung aus Vorwurf, Bedauern und Zuwendung: „O Martin Luther!“. Und dann stellt sie ihn wieder auf. Doch der nächste Fall kommt gewiss – aber auch das nächste Aufrichten.

Mir kommt in den Sinn: Wäre der Wittenberger Doctor-Theologiae aus Fleisch und Blut bei jenem Abendessen dabei, würde er das Geschehen vielleicht gleich zum Anlass für eine Tischrede nehmen. Etwa so: „Wir sollten nicht denken, dass bei uns alles in Butter ist und dass uns nichts umhauen kann. Es ist auch großer Käse, wenn wir meinen, wir könnten immer aus eigenem Vermögen wieder zum Stehen kommen. Vielmehr brauchen wir oftmals ein gutes Wort und eine helfende Hand, nachdem wir auf der Nase gelandet sind. Und außerdem ist die aufrichtende Kraft des Glaubens nicht zu verachten. Ich meine das Vertrauen darauf, dass wir Gott sei Dank nicht gottverlassen sind und keinen bedrückenden, sondern einen gnädigen Gott haben.“

Ja, manchmal können ganz alltägliche und banal wirkende Begebenheiten zum Auffrischen wichtiger und guter Einsichten anregen. Zum Beispiel, wenn ein Spielzeug-Männlein mal umkippt, ihm aber ein kleines Mädchen wieder auf die Beine hilft.

A



TRIEB

Es ist gute christliche Tradition, einen zentralen Gegenstand der Betrachtung in drei Hinsichten zu entfalten. Das neuzeitliche Wort „Trieb“ darf sich in verschiedenen Wortfeldern zu Hause fühlen. Es mäandert zwischen den Bereichen der Biologie, der Technik und der Psychologie. Hält man dieses Wort wie einen Magneten über die Person Martin Luthers, so heften sich unwillkürlich drei Motive seines reformatorischen Wirkens an diesen von außen herangetragenen Begriff.

Fangen wir mit dem vermeintlich Spannendsten an:

Zum Ersten – Luther als Mann

Fragte man einen unserer säkularen Zeitgenossen nach dem großen Unterschied – also nicht dem zwischen Mann und Frau, sondern dem zwischen evangelisch und katholisch, so würde man als erstes wohl vom Papsttum hören, dann aber sehr schnell vom Zölibat. Schon das Wort möchte man eher mit dem neutralen Artikel versehen; zu unmännlich klingt es, als dass einem „der Zölibat“ gut über die Lippen käme. Dass katholische Priester nicht heiraten dürfen, gibt immer wieder neu Anlass zur Empörung, liebevollem Respekt, aber auch zu Phantasien darüber, was sich in Sakristeien oder den Pfarrhäusern der alleinstehenden und wohl notwendig unter Triebdruck stehenden Männer abspielen wird. Ungerechterweise wird der Vorwurf der Doppelbödigkeit gerade auf diese Lebensform projiziert und lenkt süffisant von den vielfältigen Doppelbödigkeiten unseres komplexen gesellschaftlichen Zusammenlebens ab.

So wenig, wie Menschen sich selbst dafür verantwortlich machen können und müssen, dass sie Frau oder Mann seien, könnten sie sich auch ihrer Triebe enthalten oder müssten sich ihrer schämen.

Im Christentum insgesamt gibt es eine Tradition der Leibfeindlichkeit. Sie gründet in hellenistischer Anthropologie mit der Trennung von Leib, Seele und Geist. In diesem philosophischen Deutungsumfeld hatte sich das



Holger Treutmann
Pfarrer, Senderbeauftragter
der evangelischen Landeskirchen beim MDR



frühe Christentum mit seiner Botschaft von der Auferstehung und der Vorläufigkeit alles Irdischen etabliert. Das führte auch zur Geringschätzung des diesseitigen Leibes und seiner biologischen Triebe. Die Fähigkeit zum Triebaufschub oder gar -verzicht zeichne den Menschen vor dem Tier aus, und nicht nur christliche Askese sucht Türen zu außergewöhnlichen geistlichen Erfahrungen durch Fastenpraxis und Enthaltensamkeit zu öffnen.

Wenn die protestantischen Kirchen heute weitgehend die Frauenordination vertreten oder über verbindliche, gleichgeschlechtliche Partnerschaften diskutieren können, wurzelt das in der Freiheit, die die Reformation mit der schöpfungstheologischen Sicht auf Sexualität und Polarität der Geschlechter gewonnen hat.

Sexualität mag um der Fortpflanzung willen gelebt werden. Besser wäre es freilich, sie wäre nicht nötig, weil im kommenden Gottesreich solch lästige Themen keine Rolle mehr spielen. Der biblisch orientierte Theologe Martin Luther denkt über Lust und Sexualität ganz in dieser Linie. Der erotische Trieb schien ihm im Blick auf seinen Glauben jedenfalls nie die größte Anfechtung gewesen zu sein. Die strengen Ordensregeln der Augustiner stellte er zumindest nicht aufgrund seiner Lust nach weiblicher Nähe in Frage. Vielmehr lag sein Unbehagen in der allgemeinen Gewissensnot, mit der die Kirche seiner Zeit Menschen in Abhängigkeit brachte und sie im Rahmen des Ablasshandels für sich ausnutzte.

Über die Ehe und im Blick auf das Verhältnis der Geschlechter denkt Luther schöpfungstheologisch. So wenig, wie Menschen sich selbst dafür verantwortlich machen können und müssen, dass sie Frau oder Mann seien, könnten sie sich auch ihrer Triebe enthalten oder müssten sich ihrer schämen. Sie sind ein göttliches Schöpfungswerk und stehen nicht ohne weiteres in der Verfügung des Menschen (Vom ehelichen Leben 1522, WA 10,2;275-304).

Die erotischste Schrift der Bibel, das Hohelied Salomos, interpretiert Luther ganz in der Tradition seiner Zeit als Metapher für das Verhältnis des auferstandenen Christus zu seiner Gemeinde, und nicht als Liebesliteratur. Mag sich in einer guten Ehe zwar irdisch abbilden, was zwischen Christus und seiner Gemeinde als Einheit in Liebe zu beschreiben wäre, so erkannte Luther die Ehe aber nicht als Sakrament an. Auch die Ordination verleihe dem Geistlichen nicht einen besonderen, sakramentalen Charakter, der u. a. im Zölibat seinen besonderen Ausdruck fände.

Luther behält einen vergleichsweise nüchternen Blick auf Ehe und Sexualität. Gelebte und vollzogene Ehe verhindere Hurerei und Ehebruch. Das Glück des Morgens neben seiner Frau aufzuwachen berührt ihn ebenso, wie Kinder

aufwachsen zu sehen und in seiner Frau Käthe ein selbstbewusstes Gegenüber zu haben, mit der er sich in Gesprächen und Briefen vertrauensvoll, manchmal auch ironisch austauschen kann.

Wenn die protestantischen Kirchen heute weitgehend die Frauenordination vertreten oder über verbindliche, gleichgeschlechtliche Partnerschaften diskutieren kön-

nen, wurzelt das in der Freiheit, die die Reformation mit der schöpfungstheologischen Sicht auf Sexualität und Polarität der Geschlechter gewonnen hat. „Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.“ (1.Tim 4, 4.5)

Zum Zweiten – Luther der Getriebene

Man wird sagen können, Martin Luther war ein Getriebener zwischen Gott und Teufel. Solcher Dualismus wird der Wirklichkeit und auch der Theologie Luthers bei weitem nicht gerecht, er selbst aber wählt zur Vereinfachung in seinen Schriften oft diese beiden Kraftpole zwischen denen das Leben eingespannt scheint. Im Rückblick auf seine reformatorische Entdeckung formuliert er:

Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren,
mein Sünd' mich quälte Nacht und Tag,
darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
es war kein Guts am Leben mein,
die Sünd' hatt' mich besessen.

Der Sohn dem Vater g'horsam ward,
er kam zu mir auf Erden,
von einer Jungfrau rein und zart;
er sollt mein Bruder werden.
Gar heimlich führt er sein Gewalt,
er ging in meiner armen G'stalt,
den Teufel wollt er fangen. (EG 341, 2, 6)

Im Rahmen seiner Überlegungen zum unfreien Willen des Menschen kann Luther den Menschen als ein Reittier bezeichnen, der entweder von Gott oder vom Teufel geritten ist. Wie ein mythologischer Kampf erscheint ihm vieles, was in seinem Innern beim Ringen um die Gotteserkenntnis des gnädigen Gottes geschah. Und vieles, was

um ihn herum im religiösen und gesellschaftlichen Leben geschieht, deutet er oft sehr holzschnittartig als einen Kampf zwischen Gott und Teufel. Bis dahin, dass er Papst und „Papisten“ mit dem Teufel gleichsetzt und Christus und sein Leiden und Sterben am Kreuz für mich (pro me) als Rettungstat Gottes daneben stellt.

Das innere Ringen Luthers und daraus folgend das äußere Ringen mit seiner Kirche ließen ihm Energien zuwachsen, die ihn zu Höchstleistungen trieben. Die Bibelübersetzung, das ungeheure Ausmaß schriftstellerischen und redenden Wirkens, die Reisetätigkeit und das Agieren auf vielen Feldern im Sinne einer Neuorientierung der Kirche dürfen als einzigartig betrachtet werden. Bei all dem entstand eine Theologie, die zwar in actu entstand, aber doch Linien aufweist, die sich in einem Gedankengebäude systematisieren lassen.

Das innere Ringen Luthers und daraus folgend das äußere Ringen mit seiner Kirche ließen ihm Energien zuwachsen, die ihn zu Höchstleistungen trieben.

Luther mutet seiner Nachwelt theologisch zu, nicht in einem Dualismus zu verharren, der das eine verteufelt und das andere verherrlicht. Sein Denken kennt dialektische Spannungen. Nicht nur im Blick auf die Freiheit ist der Christenmensch einerseits „Herr aller Dinge und niemandem untertan“ und zugleich im Blick auf die Nächstenliebe „Knecht aller Dinge und jedermann untertan“. (Von der Freiheit eines Christenmenschen 1520, WA 7, 20-38)

Das Wesen des gläubigen Menschen beschreibt er als „*simul iustus et peccator*“, zugleich Sünder und Gerechtfertigter. Solch dialektisches Denken treibt auch heutige Kirche und die Konfessionen an, gar zu einfachen fundamentalistischen oder extremistischen Vereinfachungen entgegenzutreten.

Zum Letzten – Luthers hermeneutischer Fokus: „Was Christum treibt“

Wer sich getrieben weiß in den Kontroversen seiner Zeit, wer Papst oder Gegner vor sich her treibt mit guten Argumenten, wer selbst um seine Triebe nach Anerkennung, Sieg, Lust und Liebe, oder in der Depression nach Vergehen weiß, der tut gut daran, sich zu konzentrieren.

Zuweilen verliert man auch den Überblick nicht nur über die Botschaft der Reformation, sondern – viel wichtiger – über die Botschaft des vielfältigen biblischen Zeugnisses. Luther konnte von der Heiligen Schrift verkürzend vom „Wort“ reden. Nicht erst ein moderner historisch-kritischer Umgang mit der Schrift hat uns gelehrt, wie heterogen das zu nennen ist, was wir im Gottesdienst oder beim Bibellesen als unmittelbare Anrede Gottes für uns

verstehen. Auch der Reformator selbst konnte und musste gewichten. Er sprach von „strohernen Episteln“ (Jakobusbrief) beim einen Buch der Bibel und dem „lauteren Evangelium“ (Römerbrief) beim anderen. (H. Bornkamm (Hg.) Luthers Vorreden zur Bibel, Göttingen 2005)

Wir wissen heute, dass viele Bücher der Bibel einen Entstehungsprozess abbilden und die Bibel auch als ein in sich dialogisches Buch gelesen und verstanden werden muss. Gerade in ethischen Debatten unserer Zeit erwacht die Notwendigkeit nicht nur Bibelverse gegeneinander zu halten, um Orientierung für heutiges Handeln zu finden, sondern hermeneutische Überlegungen beim Finden ethischer Urteile einzubeziehen. Manchem mag es erscheinen, als könne man mit der Bibel alles und auch nichts begründen. Einige pflegen einen neuen biblizistischen Umgang mit dem Wort. Wie soll man die Orientierung behalten?

Martin Luther hat das Gewicht einer Schrift oder eines Bibelwortes daran gemessen, inwiefern es „Christum treibt“. Er hat also die rettende Tat Gottes durch Christus am Kreuz als Kriterium über alle Bibelverse und biblischen Bücher gelegt. Das bedeutete auch, dass er die hebräische Bibel christlich vereinnahmte. Gegenüber dem Judentum ist das nicht fair, aber zumindest transparent.

Auch eine heutige Hermeneutik muss sich konzentrieren, um Orientierung geben zu können. Eine theologisch sorgfältig argumentierte und vor allen Dingen transparente Schwerpunktsetzung ist für einen modernen Umgang mit der Schrift unumgänglich. Im Blick auf das ökumenische Gespräch, aber auch den interreligiösen Dialog ist die Konzentration auf das, was „Christum treibt“ nach wie vor nicht der schlechteste Ausgangspunkt.

Eine theologisch sorgfältig argumentierte und vor allen Dingen transparente Schwerpunktsetzung ist für einen modernen Umgang mit der Schrift unumgänglich.



KAFFEE TO GO

Christoph Seele

Neulich an der Tankstelle passierte es mir schon wieder: Kaum dass ich die Kassiererin zwischen Zeitungsstapeln, Schokoladenauslagen und Zigarettenständern ausgemacht, meine Zapfsäulenummer genannt und die Geldkarte in die Hand genommen hatte, floppte mir die Frage der netten Verkäuferin routinemäßig entgegen: „Noch einen Kaffee to go?“ Ich hatte zugegebenermaßen wenig Zeit und war froh, das Tanken schnell erledigt zu haben – sah sie mir das an? War ich ein typisches Opfer für einen Kaffee to go – schnell verfügbar, ohne Verweildauer genießbar, egal wo ich gerade bin trinkbar, passgenau für alle, die Getriebene sind? Ich wurde schwach und nahm den Kaffee mit. Wieder im Auto und in Eile zum nächsten Termin kam ich doch ins Grübeln. Entspricht dieses „to go“ nicht voll und ganz dem Geist unserer Zeit?

Hinter diesen beiden kleinen Wörtchen steckt doch nichts anderes als das Bemühen, auch das Essen und Trinken effizient in die übrige Zeit einzubauen. Sich hinsetzen, mit Ruhe und Gelassenheit essen und trinken – das ist nichts für den Alltag. Damit qualifizieren wir unsere freie Zeit. Das heben wir uns für das Wochenende auf. Im Alltag – zwischen den Sonntagen – sind wir eher die Getriebenen.

Als ich dieser Tage auf den Abflug meines Flugzeuges wartete, fiel mein Blick auf ein Schild, das geradezu zum Gegenprogramm aufforderte. Direkt neben der Abflugtafel verwies ein Hinweis auf einen „Raum der Stille“. Natürlich wusste ich, dass es diese Räume auf vielen Flughäfen gibt. Sie bieten einen geschützten Raum gegen alle Hektik und Unruhe. Aber warum eigentlich nur hier? Zugegeben – Flughäfen sind besondere Orte. Doch solch einen Raum der Stille – den bräuchten wir öfters und auch mitten im übrigen Leben. Ich stelle mir vor, dass es in großen Einkaufszentren einen Raum der Stille gibt, oder auf Bahnhöfen. Überall dort, wo wir Menschen getrieben durch die Zeit und die Last des Alltags von einem Termin zum anderen hetzen, eine Aufgabe nach der anderen abarbeiten, einem Schnäppchen nach dem anderen naheilen – überall dort bräuchten wir einen Raum der Stille.

Der sich uns – still – in den Weg stellt und uns – stumm – auffordert: Mach mal eine Pause; halt doch einfach mal an; nimm dir Zeit; denke nach und du weißt viel besser, wie es weitergehen kann und was wirklich im Leben zählt.

Solch ein Raum der Stille – er ist nicht to go, also nicht zum mitnehmen – aber leer gehen wir aus solch einem Raum der Stille garantiert nicht weg! Wir werden etwas mitnehmen – und wenn es nur die Sehnsucht ist, ab und zu wieder solche einen stillen Raum im Getriebe unserer Zeit zu finden.

Luther stories



*Triebe gibt es viele –
einer ist die
Sehnsucht des Körpers.*
STEPHANIE (22)

**Neugier ist die
stärkste Trieb-Kraft
des Menschen.** SIEGFRIED (82)



ICH

ICH

I – wie ICH. Wer „ich“ sagt, sagt etwas über sich. „Ich“ ist ein mutiges Wort. Manchmal auch ein unverschämtes. Das sagt frau nicht so leicht. Ich will. Ich kann. Ich muss. So frei muss man und frau erstmal sein: Wer so redet, wird als Einzelne sichtbar und hörbar. Dagegen versteckt sich das „ich“ gelegentlich gern in einem „man“: Man wird sehen. Das kann man abwarten. Man müsste hier mal Klartext reden. So ein „man“ signalisiert: Ich bin schon auch dieser Meinung. Ich möchte sie aber nicht allein vertreten. Und ich möchte auch nicht sagen, zu welchem „wir“ ich mich rechne. Da ist das „man“ eine sichere Sache: Es klingt höflich zurückhaltend und verbirgt dezent, dass hier ein „ich“ etwas will.

Wer sich zum christlichen Glauben bekennt, sagt „ich“ und bleibt damit nicht allein.

Wer sich zum christlichen Glauben bekennt, sagt „ich“ und bleibt damit nicht allein: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen ... und an Jesus Christus ... geboren von der Jungfrau Maria ... Ich glaube an den Heiligen Geist ... Gemeinschaft der Heiligen ...“ Im Mitsprechen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses bezieht ein „Ich“ Position und stellt sich in eine Gemeinschaft. Der Glaube, der gemeinsam bekannt wird, verbindet das „Ich“ mit unzähligen Christinnen und Christen aus unterschiedlichen Kirchen, an unterschiedlichen Orten über mehr als 1500 Jahre zu einem „Wir“. Dabei gibt es Stellen, an denen Glaubende stocken und ins Nachdenken kommen: Was bedeutet eigentlich „allmächtiger Gott“? Glaube ich an eine Jungfrauengeburt Jesu? Wer gehört zur „Gemeinschaft der Heiligen“? Wer über solche Fragen mit anderen spricht, merkt schnell, dass es viel Zeit braucht, zu erklären, was für jeden Einzelnen hinter diesen Worten steht.

Mit der Reformation entstanden verschiedene „Bekenntnisschriften“, die signalisieren und begründen, was die Gemeinschaft der reformatorischen Kirchen unterscheidet. Aus dem bisherigen „Wir“ wird ein „Wir“ und „Ihr“. Ein Unterscheidungspunkt zwischen



Dr. Barbara Zeitler
Supervisorin / Coach,
Evangelische Theologin

bisheriger kirchlicher Tradition und den reformatorischen Kirchen ist die Bedeutung jeder einzelnen Frau, jedes einzelnen Mannes.

Für Martin Luther ging es für den einzelnen Menschen um alles:

Um Leben und Tod.

Für Martin Luther ging es für den einzelnen Menschen um alles: Um Leben und Tod. Für ihn war klar: Jede und jeder steht für sich selbst ein und ist gefragt: „Ein jeder muss für sich selbst geschickt sein in der Zeit des Todes: Ich werde dann nicht bei dir sein, noch du bei mir.“¹ Sein „Ich“ ist existentiell. Nicht die Kirche ist der Garant des Heils, sondern Gott, der mit jedem einzelnen Menschen in Beziehung tritt. Darum ist das „Ich“ jedes Menschen gefragt: Was glaubst DU? Wem vertraust DU? Woran hängt DEIN Herz? Wie führst DU DEIN Leben? Diese Bedeutung der individuellen Freiheit und Verantwortung hat dazu beigetragen, dass sich die Gedanken von der Würde jedes Menschen, von der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und dem Recht auf freie Entfaltung der Person in unserer Gesellschaft verankerten. Dass Frauen und Männer heute „ich“ sagen und für sich einstehen, hat seine Wurzeln auch in der Reformation. Es verlangt aber auch viel: In einer ich-zentrierten, individualistischen Gesellschaft, in der sich jeder selbst zu verwirklichen hat, wird das „Ich“ eine Lebensaufgabe: Anstrengend, aufwendig – auch schön.

Navid Kermani, Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, beschreibt im Roman „Dein Name“ sein Autoren-„Ich“ mit einigen Rollen, die er einnimmt: Der Sohn, der Vater, der Mann, der Schriftsteller, der Bericht-erstatte, der Nachbar, der Liebhaber, der Freund, der Cousin, der Enkel, der Referent ... Das Schreiben und Beschreiben erlaubt ihm, seine unterschiedlichen Lebensrollen zu zeigen und zu betrachten.

Diese Rollenvielfalt ist eine hochinteressante Anregung zur Frage nach der eigenen Identität: Wer ist eigentlich „ich“? Ändert sich das von Mo-

ment zu Moment, von Jahr zu Jahr, von Aufgabe zu Umgebung? Wieweit kann ich bestimmen, wer ich bin und wann werde ich bestimmt von der Wahrnehmung der anderen?

Mich selbst hat es schon etwas erschüttert, als das erste Mal in der Straßenbahn jemand für mich aufgestanden ist ... Wie müde muss ich ausgesehen haben, grauhaarig, aber noch keine fünfzig Jahre? Bin „ich“ jetzt „alt“? Wer werde „ich“ sein, wenn das, was mich ausgemacht hat, nach und nach verloren geht: Die Freiheit der Bewegung, die Sprache vielleicht, das Denken ... Wer bin ich, wenn ich nicht mehr die bin, als die ich mich heute kenne?

In meiner Arbeit als Supervisorin frage ich oft nach dem „Ich“: Was denken Sie denn? Was wünschen Sie sich? Was erwarten Sie von sich und den anderen? Gespräche und Konflikte wecken die Frage nach dem „Ich“. Entscheidungen über Berufswege und Lebensbeziehungen, Gespräche mit Freundinnen und Freunden, Fragen von Kindern, Streitgespräche, auch der Einbruch von Leid und Schuld holen das eigene „Ich“, die eigene Person und das, was sie ausmacht, auf die Bühne des Alltags: Bleiben oder gehen? Wie halte ich es aus, wenn meine Bewerbung abgelehnt wird? Wann war ich zuletzt glücklich? Was fehlt mir? In was für einer Gesellschaft möchte ich leben? Was zeichnet meine Gemeinde, meine Kirche aus? Wie ertrage ich, was ich nicht tragen kann? Wer bin ich eigentlich? Und wer muss ich noch werden?

Für viele geht das eigene „Ich“ geradezu unter in den Ansprüchen aus Beruf, Familie und Ehrenamt: Keine Ahnung, was „ich“ eigentlich will – dazu ist sowieso keine Zeit.

Die Reformation lässt das „Ich“ mit diesen Fragen und im Trubel des Alltags nicht allein stehen: Für Martin Luther war die Gemeinschaft derer, die den Alltag teilen und dabei auch das eigene Leben gemeinsam vor Gott bedenken, das selbstverständliche „Wir“, in dem der einzelne Mensch getragen, gestärkt und gebraucht wird. Gottesdienste und die gemeinsame Andacht oder der Unterricht im Katechismus, seelsorgliche Gespräche und Briefe unterbrachen den Alltag und gaben Raum für die Frage nach dem eigenen „Ich“: Wer bin ich – vor Gott und im Verhältnis zu meinen Mitmenschen? Was sind meine Lebensquellen? Wofür danke ich? Wie lebe ich meinen Tag?

Diese Unterbrechungen sind nicht selbstverständlich – damals wie heute. Sie geben Impulse, aber auch den zweckfreien Raum für eigene Gedanken, Gefühle und Gebete, so dass das „Ich“ nicht von außen gelebt wird, sondern selbst lebt, Verantwortung und Freiheit spüren kann.

Zugleich erlaubt Martin Luthers Theologie, die eigenen Grenzen bewusst wahrzunehmen. Er ringt in seinen Schriften und in seinem Leben mit dem eigenen, begrenzten, unperfekten „Ich“: Ihm fehlt der rechte Glaube, ihm fehlt die Kraft, das Richtige zu erkennen und zu tun. Erst das von Gott geschenkte Vertrauen in Gottes bedingungslose Liebe und Annahme, trotz aller eigenen Unzulänglichkeit, erlaubt ihm, aktiv zu werden. Erst im Vertrauen auf Gottes Gnade und in Verbindung mit seinen Freunden und Freundinnen, später auch mit seiner Frau, geht er in die Auseinandersetzung mit seiner Kirche, die letztlich in die Kirchenspaltung führt.

War das die „perfekte“ Lösung? Wäre anderes besser gewesen? Hätte das lutherische „Ich“ sich bescheidener

einfügen sollen in seinen Orden und seine Kirche? Hätte er die Bauern anders unterstützen sollen, die die „Freiheit eines Christenmenschen“ in ihr ganz reales Leben übersetzen und wörtlich nahmen? Unperfekt bleibt das menschliche Leben, auch das von Martin Luther.

Es gehört zu den Stärken und großen Geschenken des christlichen Glaubens, dass das „Ich“ mit seinen Grenzen und Größen gesehen, kritisiert und immer wieder neu ermutigt wird. Vielen Menschen fällt es schwer, ihr eigenes „Ich“ oder auch ihr Team, ihre Arbeitsgruppe mit den vorhandenen Grenzen und Größen wahrzunehmen. Perfektion, möglichst fehlerlos agieren, Erwartungen nicht enttäuschen – das sind unmenschliche Ansprüche, die Menschen an sich und auch an andere richten. Dass jedes „Ich“ begrenzt ist und alles andere als perfekt, dieser Zustand wird theologisch „sündig“ genannt. Ein heute oft befremdender Begriff. Er bezeichnet die Trennung des begrenzten, unperfekten und damit erkennbar „sündigen“ Menschen vom biblisch bezeugten Gott. Es ist eine existentielle Trennung, denn dem Menschen mit seinen Grenzen steht der in menschlichen Worten und Gedanken nicht fassbare Gott gegenüber.

Was für eine Erleichterung ist es, das „Ich“ und das „Wir“ in seinen menschlichen, fehlbaren Grenzen zu akzeptieren und mit Luther zu hören: „Man muss den man ansehen, der da heisst Christus.“² Luther hat das von seinem Ordensoberen und geistlichen Begleiter, Johannes von Staupitz, immer wieder gehört und allmählich begriffen und in der Bibel bezeugt gefunden: Nicht „ich“ muss recht, richtig, gerecht werden, sondern in Christus begegnet mir Gottes bedingungslose Liebe: Gott nimmt mich, wie ich bin und lässt mich nicht, wie ich war. Wer Liebe erlebt, trotz und in der eigenen Unzulänglichkeit, verändert sich. Das „Ich“ ist immer noch „ich“ und wird zugleich verwandelt.

Von Martin Luther stammt der wunderbare Satz: „Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Sein, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist noch nicht getan oder geschehen, es ist aber im Gang und im Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.“³

Es gehört zu den Stärken und großen Geschenken des christlichen Glaubens, dass das „Ich“ mit seinen Grenzen und Größen gesehen, kritisiert und immer wieder neu ermutigt wird.

Dieses „Ich“ ist mir geschenkt. Ich kann es nicht fassen, ich lerne es in seinen Rollen immer wieder neu kennen. Es ist nicht perfekt und trotzdem von Gott geliebt. Es hat mir schon viel Freude und auch einiges an Leid geschenkt: Als dieses „Ich“ bin ich unterwegs durch diesen Tag und den Rest meines Lebens.

Wenn das „Ich“ unsicher wird, dann ist es unendlich tröstlich, sich nicht erfinden zu müssen, sondern das eigene, veränderliche, zerbrechliche, wunderbare „Ich“ bergen zu können in Gott.

„Wer bin ich?“, fragte Dietrich Bonhoeffer in der Haft und beschreibt, wie stark andere ihn sehen und wie zerrissen und unsicher er selbst sich erlebt. Nicht in sich selbst, aber im Gespräch mit dem „Du“ Gottes findet Bonhoeffer sich wieder. Er birgt sein Fragen in das Vertrauen in den, der ihm das Leben und seine Identität schenkt, jenseits aller eigenen Fragen und Möglichkeiten: „Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“⁴

1 WA 10/1/2, 335, 19

2 WA.TR 1, 245, 11 f. Nr. 526

3 WA 7, 336, 31–36

4 Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, 1956, S. 242 f.

stories

luther

Der Widerspruch



Obwohl er erklärte, unter Zwang zu stehen, war er doch wohl die freieste Person im Raum.

*Ich
fühle,
also
bin ich.*

MARIA (23)

*Kein
ich
ohne
du.*

JOHANNES (47)

SPIELT IHR DORT MIT ENGELN?

Katrin Hutzschenreuther

Als ich etwa acht Jahre alt war, wollte ich mich an einem Nachmittag mit meiner Banknachbarin zum Spielen verabreden. Sie entgegnete mir, dass sie keine Zeit habe, weil sie zur Christenlehre geht. „Oh“, sagte ich, „spielt ihr dort mit Engeln?“

Woher diese diffuse Vorstellung kam, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Kirchen waren für mich interessante Bauwerke, aber mehr nicht.

Später besuchte ich hin und wieder ein Orgelkonzert. Die erste „richtige“ Berührung mit Kirche hatte ich dann, als ich in die 12. Klasse ging. In einem Aufsatz setzte ich mich mit dem Thema „Schutz ungeborenen Lebens“ auseinander und entdeckte zufällig in einem Schaukasten an der Kirche die Einladung zu einem Arbeitskreis, der sich mit eben diesem Thema befasste. Der Abend dort hat mich sehr bewegt und mich beeindruckten die Menschen, die sich dort trafen. Sie diskutierten mit großer Offenheit und gingen respektvoll miteinander um. Am Ende luden sie mich ein, wieder zu kommen. Das tat ich auch. Ich wollte mehr wissen und begann, in der Bibel zu lesen. Ich stellte Fragen und bekam nicht immer eine Antwort, aber traf immer auf Gesprächsbereitschaft.

Irgendwann merkte ich, dass ich das gern glauben wollte, wovon sie sprachen. Ich begann, die Gottesdienste zu besuchen. Anfangs war mir vieles fremd und neu, aber ich fühlte mich wohl. Schließlich fragte ich den Pfarrer unserer Gemeinde, ob ich getauft werden könnte, und nach einiger Zeit des Unterrichts war es soweit. Am 01.03.1992 wurde ich getauft. Mein Taufspruch taugt dazu, durchs ganze Leben zu tragen: „So spricht der Herr, der dich geschaffen hat: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Heute habe ich den schönsten Beruf der Welt. Ich bin Krankenschwester. Und – nach zweieinhalb Jahren Fernunterricht und 17 Hausarbeiten habe ich das Examen als Prädikantin abgelegt. Das heißt, ich darf von der Kanzel Menschen von dem erzählen, was mir so wichtig geworden ist. Das bereitet mir viel Freude, und ich genieße die Begegnungen.

Für mich steht fest, dass kein Dienst und kein Amt jemanden näher zu Gott zu rücken vermag, als er durch Taufe und Glaube bereits steht.

ICH, ALLEIN

Bettine Reichelt

Ich –
gemahlener Same im Angebot
Ich fließe
durch die Ritzen einer Hand
nicht steuerbar
ich
werde Mehl
Ob aus dem Mehl
Brot wird
ist offen.

Ich habe es gelernt: Mit der Renaissance steht der Einzelne vor Gott. Die Gemeinschaft ist Begleitung. Individualität wird gesucht. In der Malerei beginnt man ganz neu, ganz anders, Portraits zu zeichnen, damals, im 16. Jahrhundert. Wunderbare Portraits. Das Bekannteste ist wohl ausgerechnet das eines Altgläubigen: Albrecht Dürer in der Haltung des Pantokrators – mit einem kleinen, feinen, aber entscheidenden Unterschied: Christus segnet die Welt, Dürer nimmt den Segen zu sich.

Und: Im 16. Jahrhundert beschreibt man das Leben nicht mehr nur in Legenden. Es kommt darauf an, was wer getan hat. Biografische Geschichten sind kein Einzelfall mehr.

Und mit der Reformation: Der Einzelne – nun auch vor Gott. Die Kirche kann nicht mehr für mich arbeiten. Ich muss es selbst tun. Sola gratia, sola scriptura – und ich selbst lese und lerne und setze mich auseinander.

Ich kann auch meine Familie nicht freikaufen. Was sie getan haben gilt – für sie. Niemand kann es ändern. Die Verantwortung übernimmt jeder für sich. Achte auf den Balken im eigenen Auge, bevor du dich dem Splitter deines Bruders, deiner Schwester widmest, sagt Jesus.

500 Jahre später: So stehe also auch ich vor Gott, allein. Kümmere mich um meine Schuld vor Gott, allein. Habe so wenig vorzubringen, allein. Gott sieht mich an. Aber um mich ist Leere.

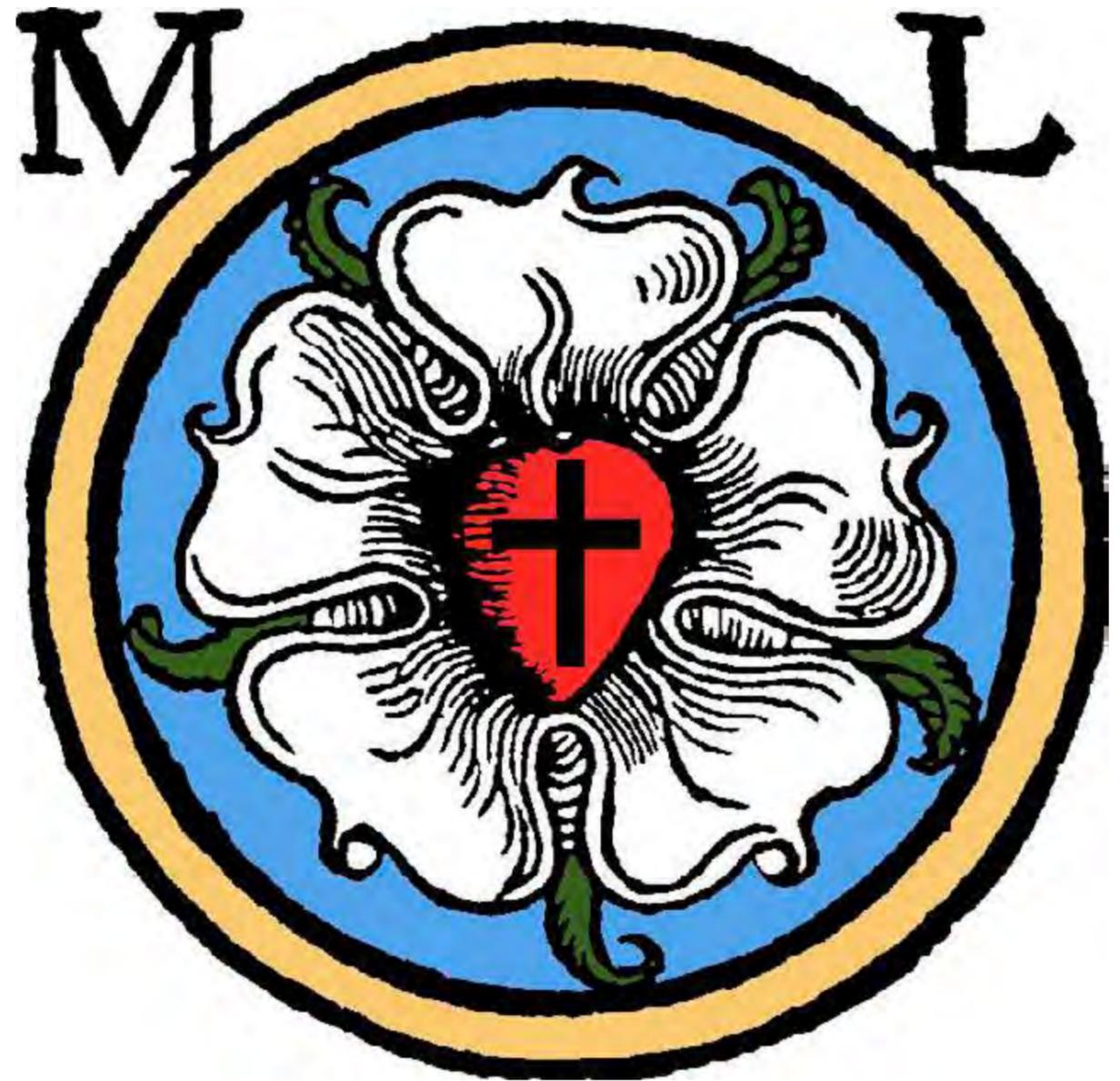
Es ist einsam geworden, nicht nur in den Kirchen. Der Einzelne sucht sich seinen Glauben zusammen. Die Tradition wird oft genug schel angesehen.

Und eine Streitkultur? Ein Ringen um das, was möglich und wahr sein könnte? Wozu? Da ich doch für mich allein recht habe. Und der andere für sich. Ich brauche das nicht.

Oder ich habe so sehr recht, dass der andere ohnehin keinen Platz darin hat. Jeder bäckt seine Brötchen für sich. Sehr kleine Brötchen.

Brot aber kann man aus einem einzelnen Korn nicht backen.

Was, wenn ein Neuanfang gelänge? Damals ergänzte das Ich die Gemeinschaft. Vielleicht ergänzt heute irgendwann wieder neu die Gemeinschaft das Ich. Damit uns allen das Brot des Lebens bleibt.



Der Kurprinz Johann Friedrich überreichte Martin Luther auf der Veste Coburg 1530 einen Siegelring mit einem Wappen. Dieses Wappen – die so genannte **Lutherrose** – versteht der Reformator selbst als:

„Ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, dass der Glaube an den Gekreuzigten mich selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzeigen, dass der Glaube Freude, Trost und Friede gibt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarbenen Feld, dass solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig. Und um

solch Feld einen goldenen Ring, dass solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich ist über alle Freude und Güter, wie das Gold das edelste, köstlichste Erz ist.“

Luther nutzt dieses Wappen, um Schriften und Schreiben als von ihm verfasst kenntlich zu machen. Später wird die ursprüngliche Lutherrose mit dem Zusatz „VIVIT“ versehen als Hinweis auf den auferstandenen Christus („er lebt“). Die Lutherrose wird heute als Symbol von lutherischen Kirchen verwandt und findet sich auch im Wappen einiger Orte.

Quelle: www.ekd.de; Quelle Zitat: WA, Luthers Briefwechsel, 5. Band, S. 444 f.



OHNMACHT

OHNMACHT*

Reformation und Ohnmacht – diese Gegenüberstellung legt die Frage nach Reformation und Staat und damit im Kontext zum Lutherjahr 2017 nach dem Verhältnis von evangelischer Kirche und säkularem Staat nahe.

Phänomenologisch betrachtet, gibt es zwei Arten von Ohnmacht: zunächst die unfreiwillige und unerwünschte kurze Bewusstlosigkeit. Wer in diesem Sinne ohnmächtig ist, über den haben andere Macht. Er ist ohne Einfluss auf Entscheidungen, die (auch) ihn betreffen oder die er aus welchen Gründen auch immer mitgestalten möchte, wenn er nur könnte. Er ist hilflos, also auf die Hilfe anderer angewiesen.

Ohnmacht ist mithin nicht nur eine Frage des Könnens, sondern auch des Wollens.

Die zweite Art der Ohnmacht ist demgegenüber durchaus mit Vorteilen verbunden: Die Literatur ist reich an Schilderungen, in denen die Ohnmacht letzter Ausweg eines inneren, als unlösbar erlebten Konfliktes ist. Diese vorübergehende Bewusstlosigkeit verschafft Zeit, schützt vor den Erwartungen anderer und entbindet von der Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen und damit Verantwortung zu übernehmen. Eine solche Ohnmacht zur rechten Zeit hat überdies den angenehmen Begleiteffekt, von der eigenen Schwäche, nämlich der Entscheidungsunfähigkeit oder Mutlosigkeit, abzulenken. Stattdessen vermutet die Umgebung meist sogar eine besondere Sensibilität des Betroffenen, die besondere Achtsamkeit und Rücksichtnahme generiert. Diese Art der Ohnmacht korreliert mit dem Bewusstsein der eigenen Stärke. Nur wem bewusst ist, dass er eigentlich entscheiden oder handeln könnte, dass er eigentlich auf den Lauf der Dinge Einfluss nehmen könnte, wenn er sich denn nur dazu durchränge, nur, wer also Macht hat und sich dessen bewusst ist, kann mit der Ausübung überfordert sein und der Fluchtmöglichkeit bedürfen. Ohnmacht in diesem Sinne ist nicht erlittener Zustand, sondern Strategie.



Andrea Franke
Staatssekretärin, Sächsisches
Staatsministerium der Justiz

0

Ohnmacht ist mithin nicht nur eine Frage des Könnens, sondern auch des Wollens. Wie steht es also im Verhältnis evangelischer Kirche und säkularer Staat – ist einer von beiden, sind womöglich beide ohnmächtig? Und wenn ja, ist es Zustand oder Strategie?

Es ist ein Irrtum zu glauben, irgendein menschliches Miteinander könne auf Dauer auf ein ausschließlich rational gegründetes Beziehungsgeflecht gestützt werden.

Unseren demokratischen Rechtsstaat als ohnmächtig zu bezeichnen, fällt schwer. „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird ... durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt.“, heißt es in Art. 20 Absatz 2 des Grundgesetzes und Artikel 3 Absatz 1 der Sächsischen Verfassung. Das Gewaltmonopol, also die Befugnis, die eigene Entscheidung zur Not mit Zwang und Gewalt durchzusetzen, mithin der sichtbare Ausdruck von Macht, liegt beim Staat. So will es unsere rechtsstaatliche Ordnung. In der Praxis empfinden es die Bürger gerade in den letzten Monaten allerdings vielfach anders. Insbesondere das strafrechtliche Empfinden weicht häufig von dem Verhalten des Staates ab. Hasskommentare im Internet, unflätige Reden und Plakate auf Demonstrationen oder Beschimpfungen von Politikern, welcher politischen Richtung auch immer, sind oftmals entgegen dem Gefühl in der Bevölkerung entweder überhaupt nicht oder nur unter bestimmten formalen Voraussetzungen strafbar. Sogenannte Massenkriminalität wie kleinere Ladendiebstähle, Schmierereien an Hauswänden übersteigen im Einzelfall oftmals die Möglichkeiten von Polizei und Justiz, rechtzeitig zu reagieren. Aber auch die Ahndung schwerer Kriminalität z. B. aus dem Bereich der Wirtschafts- und Steuerkriminalität führen den Staat mitunter an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Versammlungsrechtliche Gestattungen von rechtsextremen Demonstrationen, ja gar der staatliche Schutz solcher Aufzü-

ge sind ein weiteres Beispiel für das Auseinanderklaffen von Rechtsempfinden großer Teile der Bevölkerung und tatsächlicher Rechtslage. Gewiss hat die Strafverfolgung auch mit politischer Schwerpunktsetzung zu tun; immer wieder muss der Staat

entscheiden, wie er seine finanziellen Mittel einsetzen will. Aus ihrer Endlichkeit folgt die Notwendigkeit, immer wieder neu Prioritäten zu setzen. Grenzen staatlicher Machtausübung ergeben sich für einen freiheitlichen Staat aber vor allem auch aus seiner Freiheitlichkeit selbst, die ihn zur Neutralität in politischen und ethischen Angelegenheiten verpflichtet. Der ehemalige Richter am Bundesverfassungsgericht Ernst-Wolfgang Böckenförde hat dazu schon 1964 formuliert: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist. Als freiheitlicher Staat kann er einerseits nur bestehen, wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft, reguliert. Andererseits kann er diese inneren Regulierungskräfte nicht von sich aus, das heißt mit den Mitteln des Rechtszwanges und autoritativen Gebots zu garantieren suchen, ohne seine Freiheitlichkeit aufzugeben und – auf säkularisierter Ebene – in jeden Totalitätsanspruch zurückzufallen, aus dem er in den konfessionellen Bürgerkriegen herausgeführt hat.“¹ Dieses Diktum hat vielfältige Kritik erfahren. In modernen demokratischen Gesellschaften träten an die Stelle ethischer Gemeinsamkeiten der freie Diskurs und das Bewusstsein gegenseitiger Abhängigkeit. Es ist jedoch ein Irrtum zu glauben, irgendein menschliches Miteinander kön-

ne auf Dauer auf ein ausschließlich rational gegründetes Beziehungsgeflecht gestützt werden. Gerade die aktuellen Entwicklungen führen uns deutlich vor Augen, wie groß das Bedürfnis der Menschen nach irrationaler Selbstvergewisserung und

Gemeinschaftsbindung ist. Und sie belegen, wie leicht dieses Bedürfnis missbraucht und in für freiheitliche Gesellschaften gefährliche Bahnen gelenkt werden kann. In tatsächlichen oder scheinbaren krisenhaften Situationen entscheiden oftmals Herz und Bauch, nicht der Verstand. Wo aber ruhige Abwägung und eine sachliche Debatte nicht mehr möglich sind, verlieren auch Rechtsnormen ihre Überzeugungskraft. Von da an ist es bis zum völligen Ignorieren der Rechtsordnung nur noch ein kleiner Schritt. Menschen brauchen auch emotionale Bindung, um sich in einer Gemeinschaft verantwortungsvoll und zugehörig zu fühlen und zu benehmen. Nur dann ist auch der Weg frei, Neuem zu begegnen und Konflikte aushalten und sachlich bewältigen zu können.

Auch Umfragen anlässlich der Flüchtlingskrise belegen das Bedürfnis der Menschen nach kultureller Selbstvergewisserung. So hat z. B. eine repräsentative Erhebung des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld unter anderem ergeben, dass die Mehrheit der Bevölkerung das Gefühl hat, eigene Traditionen und Werte würden vernachlässigt. Rund 60 Prozent der Deutschen ohne eigenen Migrationshintergrund halten es für wichtig, „dass wir unsere Identität, Werte und Eigenschaften wieder stärker in den Mittelpunkt rücken“²

Wer jedoch erwartet hat, dass die evangelische Kirche sich deshalb besonders aufgerufen fühlt, in diese

Lücke zu stoßen, muss sich enttäuscht sehen. Stattdessen läuft sie Gefahr, eine vielleicht einmalige Chance zu verpassen.

Das Interesse an religiösen Fragen ist derzeit so groß wie nie. Spätestens seit der Bemerkung des damaligen Bundespräsidenten Wulff in seiner Rede zum 20. Jahrestag der Deutschen Einheit im Jahre 2010, wonach „der Islam“ zu Deutschland gehöre, sind Glaubensfragen in das öffentliche Interesse gerückt. Die Flüchtlingskrise hat dieses Interesse weiter gesteigert, nicht zuletzt durch die für uns unverständliche Anziehungskraft, die der Islamismus auch auf deutsche Jugendliche auszuüben scheint.

Trotz der geringer werdenden Kirchenghörigkeit sehen drei Viertel der Westdeutschen und sogar mehr als die Hälfte der Ostdeutschen im Christentum das Fundament unserer Kultur.³ Dennoch ist von den christlichen Kirchen hierzu wenig bis nichts zu hören. Dabei sind doch gerade sie es, die zur Verteidigung des christlichen Abendlandes, zu Bewahrung und Festigung unserer christlichen Traditionen aufgerufen sind. Ungeachtet aller gebotenen Toleranz und aller Vorsicht und Achtsamkeit im religiösen Dialog müsste es doch ihr ureigenstes Interesse sein, für den eigenen Glauben zu werben. Und nicht zuletzt sie könnten aus ihrer eigenen Geschichte glaubhaft den Weg zu einem Miteinander mit dem säkularen Staat vertreten. Dass sie sich dieser Chance bewusst wären und dass sie den Willen haben, diese Chance zu ergreifen, wird jedoch nicht deutlich. Ein erster Schritt dazu wäre freilich das Eingeständnis, dass in der Bevölkerung Kenntnisse über christliche Vorstellungen, Glaubensinhalte und ihren Traditionen kaum mehr vorhanden sind. Daran, dass nur noch wenige wissen, weshalb Pfingsten gefeiert wird, hat man sich bereits gewöhnt. Demnächst werden womöglich auch die christlichen Hintergründe von Ostern und Weihnachten in Vergessenheit geraten, wenn sie denn überhaupt noch bekannt sind. Da wäre es Selbstbetrug

zu meinen, das – sehr aner kennenswerte – Engagement der Kirchen und ihrer Glieder in der Flüchtlingskrise genüge schon zur Wiederbelebung christlicher Werte. Dass die evangelische Kirche sich darauf nicht verlassen kann, zeigen schon die Erfahrungen nach der Friedlichen Revolution, die ohne die Kirchen nicht möglich gewesen wäre, sie aber vor einem massenhaften Austritt dennoch nicht bewahrt hat. In einem zweiten Schritt wäre ein durchaus selbstbewusstes Abgrenzen von anderen Glaubensrichtungen zu wünschen, ohne die Gemeinsamkeiten oder die eigenen Verirrungen zu verschweigen. Die christlichen Kirchen sind eben anders als der Staat nicht zu Neutralität verpflichtet – Gott sei Dank nicht!

Das Interesse an religiösen Fragen ist derzeit so groß wie nie.

Wie sind also die Ausgangsfragen nach unwilliger oder strategischer Ohnmacht von Staat und evangelischer Kirche zu beantworten? Wie so oft hilft die Musik: Der medizinische Fachausdruck für Ohnmacht „Synkope“ bezeichnet nämlich in der Musik ein Gestaltungsmittel, durch das die Betonung innerhalb eines Taktes verschoben wird. Eigentlich unbetonte Schläge werden betont, der musikalische Ablauf wird aufgebrochen und dadurch Spannung erzeugt. So verstanden, sollte die evangelische Kirche durchaus öfter in Ohnmacht fallen.

* Die in diesem Aufsatz vertretenen Ansichten geben ausschließlich die persönliche Meinung der Verfasserin wieder.

1 Ernst-Wolfgang Böckenförde: Staat, Gesellschaft, Freiheit. 1976, S. 60

2 Zitiert nach einem Bericht der Sächsischen Zeitung vom 8. Juli 2016 S. 1

3 Vgl. Pollack, EKD-Magazin zum Themenjahr 2014, S. 89 f.

Angeklopft



Er klopfte an die Tür –
doch keiner machte auf.

Ohnmacht ist das Gefühl,
von den eigenen
Gedanken und dem Leben
erdrückt zu werden.

Marlies (16)

*Ohnmacht
ist, wenn ich
mich
ungerecht
behandelt
fühle und
genau weiß,
ich kann
daran nichts
ändern, z. B.
wenn mich
ein Lehrer
ungerecht
behandelt.*

ANNE (19)

ABLESBAR SEIN

Caritas Führer

wahrhaftig bleiben
verhaftet dem wort
das gilt gültig ist
wehrhaft in wahrheit

sich abgrenzen gegen
lügen ränke und lob
gehudel halbwahres
und ganzgelogenes

gegen scheinvergessen
und ahnungslostun
gegen schönreden und
gutfärben aufstehn

trotzend dem hämischen
tod mit harter stirn
dem lebendigen ehrlichen
leben die chance geben

die im unverfälschten
transparenten hiersein liegt
Ich kann nicht anders
stehe hier zielscheibe
angreifbare Gott helfe mir



NEBENWIRKUNG

NEBENWIRKUNG

Nebenwirkungen? Mit dem Begriff bezeichnen wir im Allgemeinen die unerwünschten Begleiterscheinungen, die lästig und manchmal sogar gefährlich werden können. Es ist nun einmal so: Jedes Handeln erzeugt neben seiner erhofften Wirkung auch ungewollte, mitunter unerwartete Folgen. Und wie in der Medizin ist es auch im übrigen Leben: Die Nebenwirkungen geraten schnell aus dem Blick, wenn sie sich nicht mit Macht ins Bewusstsein schieben (meistens viel später!). Nur haben wir leider nicht die Möglichkeit, uns die Nebenwirkungen zu ersparen, indem wir einfach nichts tun. Denn auch unser Abwarten und Verdrängen hat Folgen! Das erleben wir im Kleinen wie im Großen, bei einer Krankheit genauso wie im Zusammenleben und mit unserer Umwelt.

Zumindest eine Nebenwirkung der Reformation scheint überwunden: Man schlägt sich nicht mehr gegenseitig die Köpfe ein, sondern man spricht miteinander.

Ob Martin Luther damals über mögliche Nebenwirkungen nachgedacht hat, als er die 95 Thesen verfasste, mit denen er die Kirche seiner Zeit reformieren wollte? Der Begriff wird ihm fremd gewesen sein, der Sachverhalt nicht. Es ging ihm um die öffentliche Diskussion von offensichtlichen Missständen. Das, was wir heute Nebenwirkungen nennen, sah er dabei als das kleinere Übel an. Das wäre dann schon in den Griff zu bekommen, da war er voller Vertrauen. „Ich stehe hier und kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Als er so vor der versammelten Machtelite sprach, hatten sich die Nebenwirkungen seines Thesenanschlags längst zur „Staatsaffäre“ ausgeweitet – die Reformation war in vollem Gange. Dieser anfangs so unbedeutende Mönch griff beherzt ein ins Handeln einer Weltmacht und ließ sich nicht einschüchtern. Die Auswirkungen kennen wir. Auch fünfhundert Jahre später denken wir weltweit darüber nach und feiern diesen Mut. Haben wir dabei auch die Nebenwirkungen mit im Blick? Wie steht es um Luthers Grundvertrauen, dieses „kleinere Übel“ schon in den Griff zu bekommen?



Christoph Wielepp
Friedrich-Ebert-Stiftung

Nun war das, was „das kleine Mönchlein“ damals seiner Kirche als „Arzeney“ zur Heilung verschrieb, keine harmlose Wundsalbe, sondern eine tiefgreifende Operation mit weltgeschichtlicher Wirkung. Entsprechend umfassend waren auch die damit verbundenen Nebenwirkungen. Noch heute ringt die katholische Kirche darum, wie sie mit den aus der Reformation hervorgegangenen protestantischen Kirchen umgehen soll – als Mitchristen ganz nah beieinander oder als Verirrte, die vom Weg abgekommen sind? Zumindest eine Nebenwirkung der Reformation scheint überwunden: Man schlägt sich nicht mehr gegenseitig die Köpfe ein, sondern man spricht miteinander. Die Rückbesinnung auf das in der Bibel überlieferte Wort, nicht auf die Macht, und damit auf die zentrale christliche Botschaft ist wohl eine der wichtigsten Einsichten der Reformation, die sich über die Jahrhunderte in allen Kirchen (wenn auch manchmal nur sehr mühsam) durchgesetzt hat. Welche positiven Auswirkungen diese Betonung der Sprache haben kann, zeigt Luthers Übersetzung der Bibel ins Deutsche. Hier wurde, wie nebenbei, ein entscheidender Grundstein für unsere deutsche Sprache gelegt. Eine Nebenwirkung der Reformation, die weit über den eigentlichen Anlass hinausgeht – gelegentlich sollte man die alte Lutherübersetzung lesen, um diesen Reichtum schätzen zu lernen!

Luther wollte seine Kirche erneuern, keine neue Kirche gründen. Er setzte der damaligen machtorientierten, absolut zentralistischen und erstarrten Papstkirche sein am Einzelnen orientiertes Glaubensverständnis entgegen. Die Kehrseite dieser Betonung des Individuums ist die Zersplitterung des Protestantismus (bis hin zur Sektiererei) – eine Nebenwirkung, die uns heute nachdenklich und offen für das Gespräch über Kirchengrenzen hinweg machen sollte!

Mit Luthers Kritik an der bestehenden Kirche musste zwangsläufig manches auf der Strecke bleiben, das mit der „alten“ Kirche als untrennbar verbunden wurde.

Mit Luthers Kritik an der bestehenden Kirche musste zwangsläufig manches auf der Strecke bleiben, das mit der „alten“ Kirche als untrennbar verbunden wurde. Für die protestantische Kirche war die Beichte als Möglichkeit, mit individueller Schuld umzugehen, durch Missbrauch diskreditiert, und letztlich stand der einzelne mit seinem Gewissen allein vor Gott. Die Abneigung gegen die Macht demonstrierende prunkvolle Ausstattung vieler Kirchen und Klöster führte in Teilen des Protestantismus zur Ablehnung von Bildern überhaupt. Wie arm wären wir heute ohne die wundervollen künstlerischen Zeugnisse jener Zeit! Sicher, die große Wertschätzung der Kirchenmusik und des gesprochenen (und geschriebenen) Wortes der Predigt und der Druckschriften wiegt manches auf – der Aufschwung der Literatur ist auch eine der positiven Nebenwirkungen der Reformation –, aber insgesamt blieb eine Genussfeindlichkeit an dieser „neuen“ Kirche hän-

gen. Es ließ sich nicht mehr so gut sündigen, weil die Möglichkeit der schnellen Vergebung so einfach nicht mehr zu bekommen war. Die Vernunft dominierte, das Gefühl trat in den Hintergrund. Und welche Auswirkungen in der Geschichte gefühlsarme Vernunft haben kann, erschreckt bis heute.

Für Luther war es noch selbstverständlich, dass zum Menschsein beides gleichermaßen gehört. Nur hat die spätere Entwicklung „seiner“ Kirche einiges davon auf ihrem Weg verloren, nun muss sie es sich mühsam wieder zurückholen.

Ähnliches erleben wir mit dem „Fasten“. Weil wir uns nicht mehr mit „guten Werken“ freikaufen können, gerät auch diese Form der Selbstkontrolle immer mehr in den Hintergrund. Die „Rationalisierung der Lebensführung“ macht es schwer zu begreifen, dass im vorübergehenden Verzicht eine Steigerung der Lebensqualität liegen kann. Nicht umsonst erleben die vielfältigen Formen des Fastens heute fernab von jeder Religiosität eine Renaissance.

Die Reformation war eine Reaktion auf den Verlust von Glaubwürdigkeit. Die Kirche als die alles bestimmende Instanz, die im Kleinen das Leben jedes einzelnen Menschen mit ihrer Lehre genauso durchdrang wie sie die Machtverhältnisse im Großen mitbestimmte, hatte sich immer weiter von ihrem eigentlichen Kern entfernt. Mit ihrem Monopol bei der Festlegung der „allein seligmachenden Wahrheit“ hatte sie jeden und jede entmündigt, Verantwortung war damit auf Gehorsam reduziert. Der Gedanke der Freiheit, der durch den gerade erfundenen Buchdruck eine so schnelle Verbreitung wie noch nie vorher erfuhr, konnte da seine Sprengkraft entfalten. Die Freiheit jedes Einzelnen, sich ohne das Zutun der kirchli-

chen Hierarchie und ohne deren Vermittlung (und deren Entscheidungsgewalt!) selbst verantworten zu können, war eine Zumutung in beide Richtungen: Sie zerstörte das Monopol kirchlicher Macht (was dem Adel durchaus recht war, ergaben sich hier doch Freiräume für den gerade im Entstehen begriffenen Staat!) und sie forderte vom Einzelnen die volle Rechenschaft über sein Handeln. Von nun an ging es nicht mehr, sich mit ein paar guten Taten ein reines Gewissen zu verschaffen und sich der Verantwortung für die Folgen seines Handelns zu entledigen.

Diese Freiheit zur ganz persönlichen Verantwortung setzt ein tiefes Vertrauen voraus in die Fähigkeit, zu unterscheiden zwischen Gut und Böse. Nicht, dass wir das immer und zu jeder Zeit so genau wüssten – Freiheit kombiniert mit der individuellen Verbindung zu Gott kann schnell zu Fanatismus und Intoleranz führen! Da hatte auch Luther

keinerlei Illusion. Aber immerhin gab es ja einen Maßstab dafür, die Anleitung für ein „wohlgefälliges“ Leben in der Bibel, die – nun endlich übersetzt – für jeden Lesekundigen zugänglich war. Notwendig dazu gehörte die Bildung, um nicht abzugleiten in einen ahistorischen Buchstabenglauben, und die verständliche Weitergabe dieses Wissens, damit jeder auch für sich selbst seine Orientierung finden konnte.

Da stehen wir heute nun mit unserer Verantwortung und können uns nicht mehr verstecken hinter irgendeiner Hierarchie, hinter einem Befehlsnotstand oder anderen Ausreden. Wir allein sind die Zuständigen für das, was wir tun. Diese Freiheit, in die uns die Reformation gestellt hat, ist nun gerade keine Nebenwirkung, sondern das eine zentrale Anliegen. Und wie gehen wir mit ihr um? Was machen wir daraus? Gestehen wir diese Freiheit auch Andersdenkenden zu oder gleiten wir ab in Fundamentalismus und Intoleranz, für die der Protestantismus jederzeit auch anfällig war? Das kann, das muss jeder und jede für sich selbst entscheiden. Es hängt einzig und allein von mir ab, in welchem Geist ich mein Leben gestalte und damit auf meine Umgebung einwirke. Diese Freiheit gibt auch die Chance, immer wieder neu zu beginnen, nicht immer wieder die alten Fehler begehen zu müssen. Sie befreit mich aus meinen eigenen Zwängen. Sie macht mich zu einem freien, einem mündigen Menschen. Und als dieser stehe ich in der Verantwortung für meine Mitmenschen und für meine Umwelt.

Die gesamte Schöpfung mit mir als einem Teil davon ist mir in meiner Freiheit anvertraut, mit allen Konsequenzen. Ich muss mit ihr umgehen, mit all meinem Wissen, meinen Sinnen und meiner Erfahrung, und für die Folgen meines Handelns gerade stehen. Diese Freiheit kann mitunter auf entsetzliche Abwege führen. In ihrem Namen werden Waffen gesegnet und Kriege geführt, wird ein kruden Nationalismus gehuldigt und Menschen das Recht auf ihre bloße Existenz abgesprochen – auch Martin Luther war von solchen Gedanken, die den heutigen Leser ratlos zurücklassen, nicht frei; und gleichzeitig werden in dieser Freiheit Beispiele von beeindruckender Mitmenschlichkeit gelebt.

Wir haben die Freiheit, uns zu entscheiden. Schreien wir den anderen nieder oder können wir zuhören? Wollen wir friedlich miteinander leben oder zünden wir uns die Häuser an? Gilt für uns nur das Recht des Stärkeren oder sehen wir in jedem Menschen unseren Nächsten, der vielleicht unsere Hilfe braucht? Geben wir ihm die Chance auf ein menschenwürdiges Leben oder bestimmt das rücksichtslose Streben nach immer mehr Wohlstand unser Handeln? Es sind – täglich neu – unsere eigenen Entscheidungen.

Die Reformation hat vor fünfhundert Jahren Türen zu einer Freiheit aufgestoßen, die uns herausfordert. Diese Freiheit ermöglicht es uns, in einer Gesellschaft zu leben, die wir aktiv mitgestalten können und die vom Grundsatz her für alle die gleichen Rechte und Pflichten vorsieht. Wie

es damit dann in der Praxis aussieht, ist wieder unsere Entscheidung. In unserer Hand liegt es, ob wir mehr Demokratie wagen, ob die Gleichstellung von Frauen und Männern (auch in der Kirche ein mühsamer und noch längst nicht abgeschlossener Prozess) Wirklichkeit wird, ob die Chancen auf Bildung und ein Leben in Würde gerecht verteilt sind, ob wir Schutz Suchenden die Türen und Grenzen öffnen. Zu nichts sind wir gezwungen, wir sind so frei ... Aber frei zu sein bedeutet nicht, allein gelassen zu sein. Verbunden mit der Freiheit ist dieses große Vertrauen. Ich kann immer wieder von neuem anfangen, ich kann auch nach meinem Versagen einen neuen Versuch starten, es besser zu machen. Es ist nie hoffnungslos. Es hängt nur von meiner Bereitschaft und Offenheit ab.

Die Reformation war eine Reaktion auf den Verlust von Glaubwürdigkeit.

„Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker“? Nein! Die Nebenwirkungen der Reformation sind die Fragen nach dem Umgang mit unserer Freiheit, die wir an uns selbst stellen müssen; und die Risiken sind die Antworten, die wir geben mit der Art unseres alltäglichen Lebens, weil wir für die Folgen, auch für die unbeabsichtigten, eintreten müssen. Wir sind frei – darin liegt, jeden Tag neu, die große Hoffnung.

NEBENWIRKUNG

Christiane Thiel

Ich bin von ihnen ganz benommen,
sie heben die Stimmung
und senken die Leistung,
sie mindern das Hungergefühl
und regen den Appetit an.

Rötungen, besonders von Haut und Haltung sind
ungefährlich.

Besser und weiter sehen sind willkommen,
aber bei Einschränkungen des Sehfeldes muss
eine Ärztin aufgesucht werden.

Kommt es zu einem
offenen Herzen,
zu mehr und mutigeren Schritten,
oder gar
Standhaftigkeit und Widerstand,
ist das erwünscht.
Oder?

Seitdem
messe ich die Menschenrechte an den Frauenrechten.
Nebenwirkung.
Stimmrecht. Selbstbestimmung.
Ein Nein ist ein Nein.
Kopftuchlos.
Kopftuch los!
Mund auf! Zur freien Rede
in Küche, Kirche und Karriere.

Die Farben des Regenbogens.
Eine Nebenwirkung.
Gott hängt den Bogen in den Himmel.
Gott legt die Waffe ab.
Was ich alles lesen kann!
Wenn ich frei bin.
Nun leg noch mehr ab, mein Schöner.
Meine Schöne.

Seid entwaffnet entwaffnend.
Seid Nebenwirkungen.
Seid frei.
Seid lieb.
Seid tapfer.
Seid Menschen, die den Namen verdienen.

Aufrechter Gang
erst seitdem eine Nebenwirkung
und
Protest als Glaubensausdruck?
Was sonst.
Die Erde braucht uns.
Mit weniger geben wir uns nicht zufrieden
als dem Leben.

Ich glaube,
ich merke
manchmal
die Neben-
wirkungen
zu spät, z. B.,
wenn ich
mir zu viel
vorgenom-
men habe
und dann
zu wenig
geschlafen
habe ...

ANNE (19)

Nebenwirkung – eine wichtige
Sache bei der Anwendung von
Arzneimitteln. *Immer beachten!*
BARBARA (63)



**Drogen haben immer
krasse Nebenwirkungen.**

MATTHIAS (23)

ES IST EIN IRRTUM

Undine Materni

es ist ein irrtum

zu glauben in einem
gedicht könne man sich
ausruhen etwa den kopf behaglich
auf eine metaphor legen es wäre
verdächtig sich an der mühe vorbei
zu schaukeln in grün oder
rosa als stände die zeit still
in einem gedicht an der
peripherie zur wirklichkeit
wie auch immer diese sich kleidet
um den morgen zu grüßen den mittag
die nacht in der die dinge ihre
namen verleugnen und doch nicht
verloren gehen im scheinbaren
stillstand während die uhren sich unbeirrt
weiter und weiter im kreis drehen es ist
ein irrtum zu glauben ein gedicht sei
so etwas wie ein schiff ein handhabbares
küchengerät ein blumentopf ein aschekasten
mantel handschuh runder hut irgendetwas
zum reintun ein ort ohne bewegung der
vielleicht ohne schweiß auskommt so
ist es nicht ein gedicht ist keine ansammlung
von vermutungen ein gedicht ist absicht ist
höhlung erhebung ist auslassung ist behauptung ist
flüssig und scharf ist (im schlimmsten fall) süß bitter
und abgründig lebendig freundlich zuweilen
und es kommt unerwartet entgegen
wie ein freund ein feind
an die tür ans fenster auf dem
gehsteig es ist wie die umarmung
eines fremden im stadion der handschlag eines
bettlers im tunnel die berührung der wange
durch eine fingerkuppe das streichen eines linden
blattes über die schulter der schlag einer fallenden
wallnuss aufs haupt ein schnitt in den finger
mit einer scharfen klinge es wäre gern
unvergesslich aber so ist es nicht es geht
und das ist gut vorbei wie der sommer der
frühling der herbst im winter verweilt es gern länger
als durchsichtige wolke vor einem sprechenden mund –

Luther Rätsel

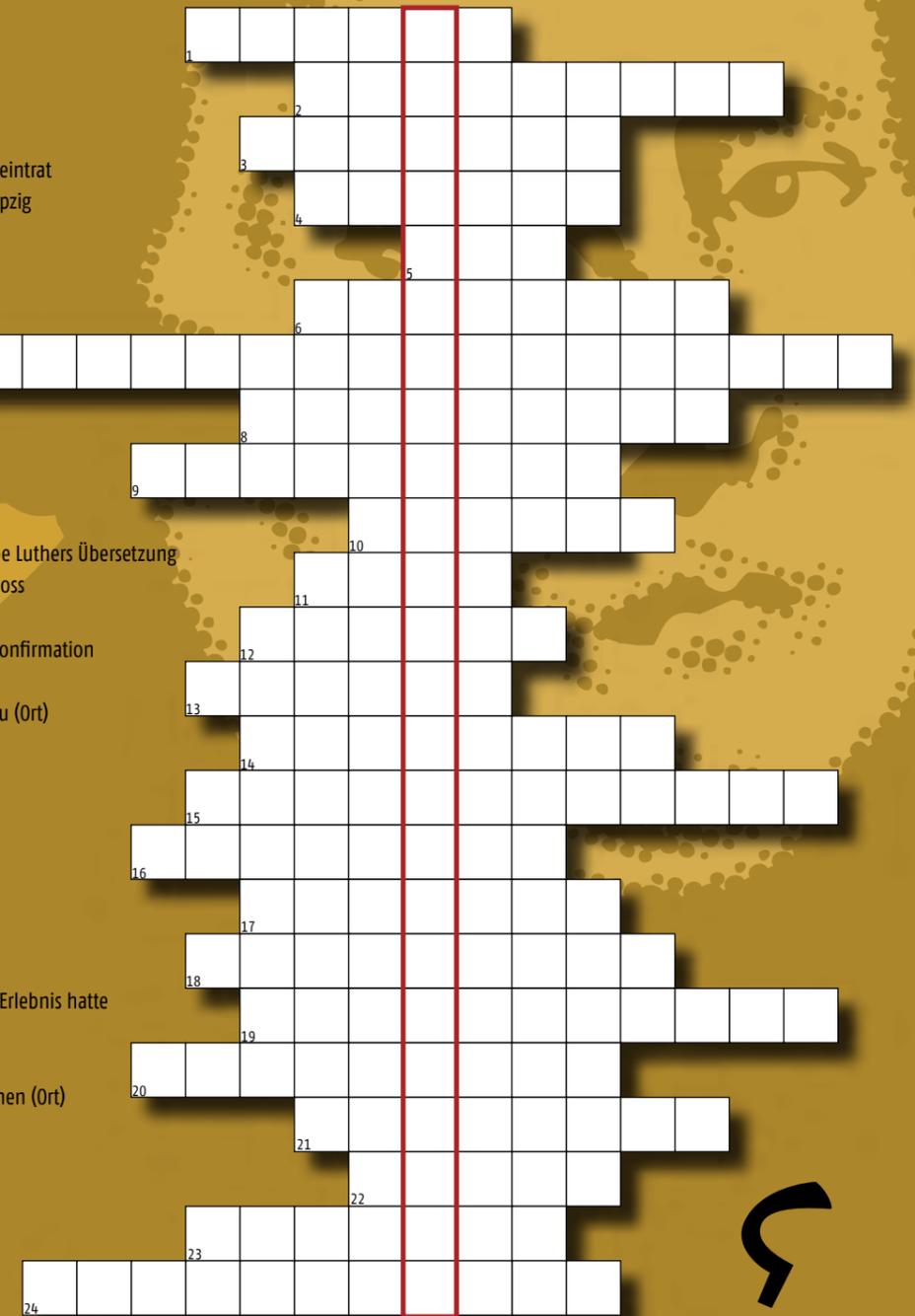
1. Ein berühmter Ablassprediger
2. Luthers Fürst und Beschützer
3. Wittenberger Künstlerwerkstatt
4. Ort, in dem Luther in das Kloster eintrat
5. Luthers Disputationsgegner in Leipzig
6. Luthers Geburts- und Sterbeort

7. Bezeichnung für die erste Ausgabe Luthers Übersetzung
8. Projekt, in das das Ablass-Geld floss
9. Erfinder des Buchdrucks
10. Reformator und „Erfinder“ der Konfirmation
11. Als Kaiser Luthers Gegenspieler
12. Erster protestantischer Kirchenbau (Ort)

13. Reformator Genfs
14. Ort, an dem Luther aufwuchs
15. Ort, in dem Luther das Gewitter-Erlebnis hatte
16. Versteck von „Junker Jörg“
17. Reformator Zürichs
18. Kloster, aus dem die Nonnen flohen (Ort)

19. Kriegerische Nebenwirkung der Reformation
20. Luthers Frau und Haushaltsvorstand
21. Bekenntnis der Protestanten in ...
22. Luther vor dem Kaiser in ...
23. Päpstlicher Legat, der Luther verhörte
24. Luthers wichtigster Mitstreiter

1 TETZEL 2 FRIEDRICH 3 GRANACH 4 ERFUERT 5 ECK 6 EISELEBEN 7 SEPTEMBERESTESTAMENT 8 PETERSDOM
9 GUTENBERG 10 BACHER 11 KARL 12 TORGAU 13 CALVIN 14 MANSFELD 15 STOTTERNEHM 16 WARTBURG
17 ZWINGLI 18 NIMBESCHEN 19 BAUERNKRIEG 20 KATHARINA 21 AUGSBURG 22 WORMS 23 CAJETAN
24 MELANCHTHON / Lösung: Ein feste Burg ist unser Gott



luther stories

die lösungen



DER ÜBERFALL (S. 10) Wegen seiner Weigerung, seine „ketzerischen“ Schriften zu widerrufen, war Luther nach dem Reichstag zu Worms vogelfrei und damit höchst gefährdet. Um ihn in Sicherheit zu bringen, ließ Kurfürst Friedrich der Weise, unter dessen Schutz er stand, eine Entführung vortäuschen und versteckte Luther auf der Wartburg. Knapp zehn Monate blieb Luther, verkleidet als „Junker Jörg“, 1521/22 auf der Wartburg und übersetzte dort das Neue Testament ins Deutsche. Im März 1522 ging Luther das **RISIKO** ein und kehrte nach Wittenberg zurück, um der Radikalisierung der reformatorischen Bewegung entgegenzuwirken.

HOKUSPOKUS (S. 17) Im Mittelalter wurde die Messe grundsätzlich auf Lateinisch zelebriert. Weil die wenigsten Menschen über die entsprechende **BILDUNG** verfügten und Latein sprachen, verstanden viele beim Abendmahl statt „Hoc est enim corpus meum“ („Denn dies ist mein Leib“) nur Hokuspokus – und hielten das für eine Zauberformel, mit deren Hilfe das Brot in den Leib Christi verwandelt wird. Luther forderte daher, die Messe auf Deutsch zu feiern. Der erste, der damit ernst machte, war aber nicht Luther, sondern sein Kollege Andreas Karlstadt, der Weihnachten 1521 die erste Messe in deutscher Sprache zelebrierte.

DIE ZEITBOMBE (S. 24) Im Auftrag des Erzbischofs Albrecht von Mainz verkaufte Johann Tetzel Ablassbriefe, und das sehr erfolgreich. Den Käufern versprach er – mit päpstlichem Segen – den Erlass bestimmter Sündenstrafen, die nach mittelalterlicher Vorstellung im Fegefeuer abzuleisten waren. Berühmt wurde sein Slogan: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.“ Damit versprach er allerdings etwas, das nicht einmal der Papst gewährleisten konnte. 1517 kam er nach Jüterbog – und damit in den Einflussbereich Luthers. Ein halbes Jahr später veröffentlichte dieser seine 95 Thesen, mit denen er den Ablasshandel grundlegend in **FRAGE** stellte.

DER COUP (S. 31) Für manche seiner Kirchenlieder verwendete Luther einfach die Melodien bereits bekannter Lieder. So klaut er die Melodie für sein Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ von einem Spielmann, der „Ich komm aus fremden Landen her“ sang und einem Fräulein Rätseln aufgab. Der Name des Spielmanns ist längst vergessen. Doch das Weihnachtslied wird bis heute gesungen und wird in der Weihnachtszeit regelmäßig zum **OHRWURM**. Die erste Familie, die das Lied gesungen hat, war Familie Luther. 1535 dichtete Luther das Lied angeblich für die Weihnachtsbescherung seiner Kinder.

DER BESTSELLER (S. 36) In seinem Versteck auf der Wartburg vertrieb sich Luther die Zeit mit einer neuen Bibelübersetzung. Dabei vollzog er sozusagen den **RÜCKSCHRITT** „zurück zu den Quellen“, also zur griechischen (bzw. hebräischen) Urfassung der Schriften. 1522 erschien zunächst das Neue Testament, 1534 dann die vollständige Bibel. Wegen Luthers sprachlicher Kraft, aber auch wegen der Fortschritte im Buchdruck, wurde die Lutherbibel schnell zum Bestseller – bis heute. Mit der Lutherbibel trug Luther übrigens entscheidend zur Entwicklung einer einheitlichen neuhochdeutschen Sprache bei.

DAS WAPPEN (S. 43) Unter anderem in Thüringen und Sachsen werden zum 31. Oktober „Reformationsbrötchen“ gebacken. Sie sind Luthers Wappen, der „Lutherrose“ nachempfunden. Anschließend wird diese kulinarische „**MITGIFT**“ der Reformation systematisch zerstört, indem sie verzehrt werden. Das Reformationsbrötchen geht übrigens auf vorreformatorische Zeit zurück: Es hat sich entweder aus dem Martinshörnchen oder aus dem Allerseelenbrot entwickelt.

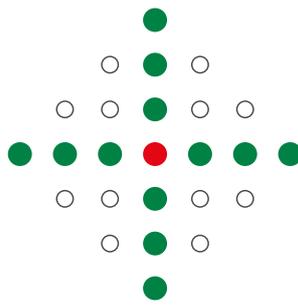
SCHWUND (S. 50) In Leisnig wollte man sich nach der Einführung der Reformation nicht länger vom altgläubigen Kloster verwaltet lassen. Außerdem mussten die entlaufenen Mönche finanziell versorgt werden. Also richtete die Gemeinde 1523 den „Leisniger Kasten“ ein, eine Art Sozialkasse, die sich aus Einkünften, Gebühren und Spenden speiste. Obwohl der Kasten mit vier Schlössern gesichert war, war er nie lange voll – klar, denn die Einnahmen waren ja dazu da, weitergegeben zu werden. Die Verteilung war übrigens in der „Leisniger Kastenordnung“ klar geregelt. Sie gilt als das älteste Sozialpapier der Welt und stellt einen Beitrag zur Übersetzung reformatorischer Anliegen in den **ALLTAG** hinein dar. Luther gefiel sie so gut, dass er sie mit einem Vorwort versah und veröffentlichte.

DER KAMPF (S. 57) Der Überlieferung nach schleuderte Luther auf der Wartburg sein Tintenfass nach dem Teufel, von dem er sich oft bedroht und in die Enge ge**TRIEBEN** fühlte. So entstand an der Wand seiner Schreibstube der berühmte Tintenfleck. Der Tintenfleck gehört vermutlich in das Reich der Legende. Jedenfalls vergrößerte er sich ständig, wurde dann von Besuchern der Gedenkstätte stückweise abgekratzt und mitgenommen und später erneuert.

DER WIDERSPRUCH (S. 62) 1521 stand Luther auf dem Reichstag zu Worms vor dem Kaiser und war aufgefordert, seine „ketzerischen“ Schriften zu widerrufen. Doch er berief sich auf sein Gewissen: „Hier stehe ich. **ICH** kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Nicht einmal der Kaiser kam gegen Luthers inneren Zwang an, frei nach seinem Gewissen zu entscheiden. Luthers berühmter Ausspruch ist zwar von Augenzeugen überliefert. In den Reichstags-Akten steht es allerdings etwas anders: „Da mein Gewissen in den Worten Gottes gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmöglich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.“

ANGEKLOPFT (S. 70) Am 31. Oktober 1517 veröffentlichte Luther im Streit um den Ablass seine „95 Thesen“. Der Überlieferung nach schlug er sie an die Tür der Wittenberger Schlosskirche, die damals auch als eine Art schwarzes Brett diente. Ob Luther seine Thesen tatsächlich an die Tür der Schlosskirche anschlug, ist umstritten. Sicher ist aber, dass er sie veröffentlichte und u. a. an seinen zuständigen Bischof, Albrecht von Mainz, schickte. Mit seinen Thesen hinterfragte Luther u. a. die **MACHT** der Kirche, Ablass zu gewähren.

DIE BEWEGUNG (S. 77) Nachdem Johannes Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Metalllettern erfunden hatte, wurde das Drucken sehr viel einfacher und billiger. Davon profitierte die Reformation. Denn so verbreiteten sich die Ideen von Luther & Co. schnell in ganz Europa. So kam es zu einer Demokratisierung des politischen und theologischen Diskurses – eine der **NEBENWIRKUNGEN** der Reformation. 1997 wurde Gutenbergs Buchdruck vom US-Magazin Time-Life zur bedeutendsten Erfindung des zweiten Jahrtausends gewählt.



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens

